

24

667

Programm

des

k. k. Gymnasiums Cilli

am

Schlusse des Schuljahres

1858.

Veröffentlicht vom Direktor

Ehrenbert Fettingner.

I n h a l t :

Ueber die Bedingungen und Grenzen des Schönen.

Schulnachrichten vom Direktor.

Cilli, 1858.

Schnellpressendruck von Eduard S. Seretin.

IX
17



PROTAMNO

A. K. P. M. A. S. I. N. S. C. I. L. L. I.

and the other two

1858

Robert F. Johnson

Chaplin

Bill 1858

Handwritten marks

Ueber die Bedingungen und Grenzen des Schönen.

1.

Die Welt des Bestehenden theilt sich in zwei große, einander zwar entgegengesetzte, aber keineswegs feindlich gegenüberstehende, sondern vielmehr in einander fortwährend überschlagende Gebiete des Geistigen und Materiellen, der Idee und ihrer Verkörperung. Alles, was da ist, besibt für uns nur in der Welt der Vorstellungen und Begriffe; was das Kleid des Gedankens anzunehmen nicht im Stande ist, bleibt für uns mit ewigen Siegeln verschlossen. Andererseits bemerken wir aber, daß die Gegenstände unseres Vorstellens nicht erst dadurch in's Dasein gerufen werden, daß wir sie vorstellen, sondern daß sie unabhängig davon ihres Daseins Kreise vollenden. Dieß ist der große, uralte Gegensatz zwischen dem Geiste und der Materie, an dessen Lösung sich die Philosophie aller Zeiten abgemüht hat, den aber Natur und Kunst schon längst auf spielende Weise überwunden haben, indem sie uns Geistiges und Materielles, Idee und Wirklichkeit in vollständigster, gegenseitiger Durchdringung und Eintracht offenbaren. Was das Denken trennt, versöhnt die Natur, versöhnt aber auch ihre große Nachahmerin, die Kunst. Geist und Materie stehen als große, unüberwindliche Gegensätze einander gegenüber, die Klust scheint eine unausfüllbare, der Streit ein unversöhnlicher werden zu wollen: da zeigt uns Natur und Kunst den Weg zur Ausöhnung, indem sie uns die Verkörperung allgemeiner Gedanken in einer Fülle sinnlicher Erscheinungen vor die Seele führen. Das Ineinanderleuchten und Ineinandertönen des Geistigen und Materiellen ist es, wodurch alle Erscheinungen der Schönheit, alle Wirkungen der Kunst zu Stande gebracht werden.

Was ist schön? . . . Schön ist nach Kant dasjenige, was den Gegenstand eines interesselosen, allgemeinen und notwendigen Wohlgefallens bildet — nach Herbart alles, „dessen bloße Vorstellung geeignet ist, in dem ihm hingegebenen, affectlosen Zuschauer ein bestimmtes Lust-Gefühl zu erregen.“ In beiden Erklärungen ist der objective Charakter des Schönen mit Deutlichkeit hervorgehoben, die Entscheidung, ob etwas schön oder häßlich ist, der Willkür des Beobachters entrückt. Nicht in dem beobachtenden Subjecte, sondern in dem beobachteten Objecte liegt der Grund des ästhetischen Wohlgefallens; wenn jemand urtheilt: dieser Gegenstand ist schön, jener häßlich, und wenn er dieses Urtheil gegen jede entgegengesetzte Behauptung zu verfechten bereit ist: so will er damit nur sagen, in dem Gegenstande als solchem liege etwas, was geeignet ist, jeden sich ihm unbefangenen hingebenden Geist mit Lustgefühlen zu erfüllen. Wie ist dieß jedoch möglich, daß die bloße Vorstellung eines Gegenstandes ohne alle subjective Zuhilfenahme Lustgefühle mit sich führe? . . . Offenbar nur dadurch, daß der Gegenstand kein einfacher sei, sondern eine Mannigfaltigkeit von Theilen in sich enthalte, die durch ihre gegenseitige Wechselbeziehung in dem Bewußtsein des Beobachters die einander fördernden Vorstellungserreihen, und somit das ästhetische Gefühl erzeugen. Die Harmonie zwischen den Elementen des schönen Gegenstandes wird zur Harmonie zwischen den Theilen des durch ihn geweckten Vorstellungsganges, die objective Zusammenstimmung der Theile unter einander gibt sich subjectiv als Schönheit kund. Was bei der ästhetischen Auffassung bloß gefühlt wird, läßt sich nachträglich durch den Verstand zergliedern. Dieser findet, daß die Vielheit der Theile, aus denen der schöne Gegenstand besteht, keineswegs zusammenhanglos dasteht, sondern daß das Einzelne nur da ist für das Ganze, und daß durch diese gemeinschaftliche Beziehung der Theile auf einander die Vielheit derselben zur Einheit verknüpft werde. Diese gemeinschaftliche Bezogenheit aller Theile des Ganzen auf einen sie zusammenhaltenden Einheitspunkt stellt sich dem auffassenden Verstande als Zweckmäßigkeit dar, indem dasjenige, wozu alle diese einzelnen Theile da sind, auch Zweck genannt wird. Dieser Zweck liegt nun entweder in dem Gegenstand selbst und ist durch seinen Begriff schon gegeben, und heißt dann auch Selbstzweck

— oder er ist ein äußerer, außerhalb des Gegenstandes gelegener, mit ihm nicht nothwendigerweise mitgesetzter. Dadurch ergibt sich schon die Unterscheidung zwischen dem Schönen als Selbstzweck und dem Nützlichen als einem solchen, das einem fremden Zwecke dient. Beide gefallen; allein das Schöne um seiner selbst, das Nützliche um eines Andern willen. Das Schöne charakterisirt sich also dem Nützlichen gegenüber dadurch, daß es den Grund seiner Vorzüglichkeit in sich selbst trägt und den Gedanken der Dienstbarkeit zu einem fremden Zwecke zurückweist. Die Wiesenblumen sind schön, obwohl man nicht weiß, wozu sie da sind. Eine Dampfmaschine ist nicht schön, denn sie dient; alle Bestandtheile derselben sind nicht für sie, sondern nur für einen fremden Zweck da. Sollte sie uns schön erscheinen, so müßten wir auf ihre Dienstbarkeit vergessen. Ein Pferd, wenn es in ungebändigter Freiheit auf der Rennbahn sich tummelt, ist eine schöne Erscheinung; vor einen Karren gespannt, dagegen nur ein gewöhnliches Zugthier.

Da der Grund des Wohlgefallens am Schönen in ihm selbst, in seinem eigenen Begriffe und Wesen zu suchen ist, so bedarf es keiner besonderen, eigenthümlichen Seelenstimmung, um sich diesem Wohlgefallenen hinzugeben; d. h. das Schöne ist ein solches, das „ohne Interesse“ (Kant) und „jedem, auch dem affectlosen Zuschauer“ (Herbart) gefällt. Uns gefallen und missfallen nach Zeit und Umständen die mannigfaltigsten Gegenstände, je nach dem unser Interesse für dieselben eben geweckt, unsere Begierden auf dieselben gespannt sind. Dem vor Durst Verschmachtenden ist ein Glas Wasser ein ungleich wohlgefälligerer Gegenstand, als das schönste Panorama oder die feierlichste Musik — und dem Habsüchtigen gefällt die goldene Einfassung bei weitem mehr, als das kunstvolle Gemälde, das sie umrahmt. Man kann diejenige Art des Gefallenden, welche sich unseren Beifall nur deshalb erwirbt, weil sie unsere zufälligen Begierden befriedigt, das Lustbringende nennen. Das Schöne charakterisirt sich also dem „Lustbringenden“ gegenüber dadurch, daß dieses stets eine besondere Verfassung unseres Gemüthes, das Dasein subjectiver Zustände voraussetzt und deshalb einer allgemeingültigen Werthbestimmung sich entzieht, das Schöne dagegen in seiner wohlthätigen Wirkung auf unser Gemüth von den besonderen Verfassungen desselben unabhängig, seinen Einfluß auf jeden sich ihm hingebenden Geist bewährt. Es ist da für jedes Gemüth das sich seiner Einwirkung hingibt; man braucht nur die Sinne zu öffnen, um seinen wohlthätigen Einfluß zu erfahren. Eine vollendete Statue, eine harmonische Musik, ein sinnvolles Gemälde ergreift einen Jeden, dessen Gemüth nicht durch Affecte und Leidenschaften für bessere Regungen überhaupt verschlossen ist. Der ästhetische Genuß bleibt sich fortwährend gleich, eine Quelle, aus der man ewig schöpfen kann, die niemals verlegt. Was heute durch seine Schönheit unser Herz erfreute und unseren Geist zu reinen Freuden erhob: wird auch in späten Tagen seine Wirkung auf unsere Nachkommen nicht verfehlen. Die Gedichte Homers gefallen heutzutage noch ebenso, wie vor 2000 Jahren und die Kunstwerke, die wir aus dem Schutze des Alterthums herausgraben, erwecken auch unsere Bewunderung. Während also an dem „Lustbringenden“ das Wort Schillers sich bewahrheitet:

„Des Genusses wandelbare Freuden
Nächst schleunig der Begierde Flucht!“

dauert das Wohlgefallen an Schönen fort, ohne daß es je möglich wäre, sich mit demselben zu sättigen, oder daß es vollends, wie bei dem Lustbringenden in sein direktes Gegenheil unzufschlagen im Stande wäre.

Alein noch erhebt das Angenehme mit dem Schönen den gleichen Anspruch auf allgemeine Werthschätzung und auf den Beifall der Menschen, dessen es in den meisten Fällen nicht minder gewiß ist, als das Schöne. Dieser Beifall ist noch dazu ein allgemeiner, von subjectiven Stimmungen so ziemlich unabhängiger. Das Angenehme eines temperirten Bades, einer geschmackvollen Speise, eines erfrischenden Geruches wird von mir zugestanden, wenn ich auch aus was immer für Ursachen diese Gegenstände eben nicht begehre, ja wenn ich sie sogar für den Augenblick verabscheue. Ungeachtet dieser Uebereinstimmung des Angenehmen mit dem Schönen besteht zwischen beiden ein Unterschied, der sogleich zu Tage tritt, wenn man nach dem Objecte fragt, dem das Prädicat „angenehm“ beigesetzt werden soll. Ist etwa der Zucker angenehm? In der Vorstellung desselben liegt gewiß nichts angenehmes und die Annehmlichkeit, die wir ihm gewöhnlich zuzuschreiben pflegen, sitzt nicht in ihm, sondern in der schmeckenden Zunge. Das Angenehme kann also nur empfunden werden; losgerissen von der Empfindung besteht es nicht, und man kann in keinem Falle diejenigen objectiven Verhältnisse angeben, in denen es wurzelt, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß zwischen den einzelnen sinnlichen Affecten, welche den angenehmen Eindruck auf uns hervorbringen, eine ähnliche Uebereinstimmung bestehen mag, wie zwischen den Theilen des Schönen. Das Schöne charakterisirt sich also dem Angenehmen gegenüber dadurch, daß der Grund des ästhetischen Wohlgefallens ein objectiver, in Begriffen faßbarer ist, während das Vergnügen am Angenehmen nur ein subjectives, von den auffassenden Organen unzertrennliches ist. Beim Angenehmen wird der wohlthätige Eindruck, den es auf uns macht, einfach empfunden, ohne daß es

möglich wäre, sich selbst über die objectiven Bedingungen desselben Rechenschaft zu geben; beim Schönen dagegen wird nicht bloß der Exponent des harmonisierenden Verhältnisses, nämlich die Harmonie selbst wahrgenommen, sondern es ist dem Verstande auch möglich, diese Harmonie in ihre Urbestandtheile zu zerlegen, die objectiven Bedingungen derselben nachzuweisen.

Der Grund dieses Unterschiedes zwischen dem Angenehmen und Schönen ist schon in der physiologischen Beschaffenheit der Organe, an welche die sinnliche Perception gebunden ist, angedeutet. Die Nerven, die sich peripherisch verzweigen, laufen in den Centralorganen zusammen, und die vollkommene Distinction der sinnlichen Eindrücke, welche die einzelnen Primitivfasern der Nerven auf ihren isolirten Leitungen dem Gehirne und der Seele zuführen, wird in der Centralisation des Nervensystems mehr oder weniger aufgehoben, so daß bei gewissen Arten der sinnlichen Perception nicht die Primitivindrücke, sondern nur ihre resultirenden Töne zum Bewußtsein der Seele gelangen. Dies ist gerade bei jenen sinnlichen Affectionen der Fall, welche dem Angenehmen dienen. Hieher gehört das allgemeine Empfindungsvermögen mit dem Tastsinne und den chemischen Sinnen des Geruchs und Geschmacks. Ihre Nerven haben verhältnißmäßig die größte, peripherische Ausbreitung und die geringste Unterscheidungsfähigkeit der Primitivindrücke. So verschmelzen z. B. die unzählig vielen Parzialempfindungen, welche zusammen die Vitalempfindung ausmachen, in ein einziges Chaos, in einen einzigen resultirenden Ton, aus welchem das Einzelne nur dann vernehmbar wird, wenn es eine besondere Intensität erreicht hat; allein selbst dann bleibt es in Bezug auf sein Quale so unbestimmt, daß man es nicht einmal durch einen sprachlichen Ausdruck fixiren und von den verwandten Empfindungen sondern kann; denn bekanntlich fehlt es an passenden Ausdrücken für die Bezeichnung der einzelnen, qualitativ verschiedenen Empfindungen. Dadurch wird man zu der Vermuthung hingeführt, daß jede Empfindung etwas Individuelles und darum rein Subjectives sei, und einen allgemeinen Charakter, wie die Farbe und der Ton an sich nicht trage. Lokaler Schmerz, z. B. Zahnschmerz ist ein Mixturen in der aus unzählig vielen Primitivindrücken zusammengesetzten Harmonie, welche wir leibliche Gesundheit nennen; wir empfinden die Dissonanz, ohne sie in ihre einzelnen Töne zerlegen, oder auch nur in Bezug auf ihr Quale einem Andern mittheilen zu können.

Die gleiche Dunkelheit und Unterscheidungslosigkeit der Primitivindrücke finden wir bei den eigenthümlich betonten Wahrnehmungen des Geruchs und Geschmacks. Der Geruch der Rose ist angenehm, jener der Nelke ebenfalls und nicht minder der der Viole; allein wie verhalten sich diese drei Arten des Angenehmen zu einander? was haben sie gemeinschaftliches und wodurch unterscheiden sie sich? worin liegt der Grad ihrer verschiedenen Annehmlichkeit? warum gibt es keine Skala der Gerüche, wie jene der Töne und Farben? . . . In Bezug auf diese Fragen werden wir stets im dunkeln bleiben. Wenn es auch in dem Ensemble der einzelnen Affectionen, welche flüchtiges Rosenöhl auf die peripherischen Verzweigungen der Geruchsnerven ausübt, eine ähnliche Zusammenstimmung gibt, wie zwischen den Tönen des Dreiklangs in der Musik: so werden wir über die Natur und Wechselwirkung dieser einzelnen Affectionen in so lange in völliger Dunkelheit bleiben, als unser Bewußtsein fortfahren wird, uns bloß über die Resultate dieser Wechselwirkung, und keineswegs auch über die einzelnen Componenten zu belehren. Das nämliche gilt von dem Angenehmen und Unangenehmen des Geschmacks, und es zeigt von einer arzen Verkenntnis der eigentlichen Natur des Schönen, wenn man die vagen Unterschiede des Geschmacks mit den einzelnen Farben, wie z. B. das Saure mit dem Gelben, das Bittere mit dem Blauen, das Salzige mit dem Rothem in Parallele stellt und der Kochkunst alten Ernstes eine Stelle unter den eigentlichen Künsten einräumen will.*) Zwischen einer Farbe und einem Geschmack ist ein sehr wichtiger Unterschied. Das Säß des Zuckers existirt nicht im Zucker selbst, sondern in der schmeckenden Zunge, während das Roth nicht bloß subjectiv im Auge, sondern in einer durch objective Verhältnisse herbeigeführten Brechbarkeit des Lichtes, in einer eigenthümlichen Schwingungsdauer und Wellenlänge desselben seinen Grund hat. Das Angenehme oder Unangenehme eines Geschmacks ist ein Gegenstand, über welchen nach einem bekannten Sprichworte nicht gestritten werden sollte, während das Wesen des Schönen recht eigentlich darin besteht, daß die Bestimmungen desselben über alle subjective Willkür erhaben, in festen, gedankenmäßigen Normen ihre Begründung finden und deshalb einer logischen Streiführung allerdings zugänglich sind. Wenn so manche dieser Bestimmungen gegenwärtig noch im Strittigen liegen, so beweist dies gegen den objectiven Charakter des Schönen eben so wenig, als die Wahrheit aufhören wird, die eine und untheilbare zu sein, weil es Menschen gibt, die sich über dieselbe nicht vereinigen können. —

Das Schöne ist demnach gegenüber dem Nützlichen durch den in ihm selbst gelegenen, unbedingten Werth — gegenüber dem Lustbringenden durch seine absolute Unabhängigkeit von psychologischen Stimmungen und gegenüber dem

*) Zu finden in Giffers Psychologie S. 84 u. 85.

Angenehmen durch die Objectivität seines Wesens hinreichend charakterisirt; es ist der Ausdruck eines Beifalles, den den Gegenstand als solchen wegen der in ihm enthaltenen und mit Deutlichkeit erkennbaren Verhältnisse trifft, eines Beifalles, der von allen Beziehungen dieses Gegenstandes zu andern von ihm verschiedenen Zielpunkten völlig unabhängig und selbst über die Willkür des Beobachters erhaben ist. Dieses ästhetische Wohlgefallen findet sich selten in seiner psychologischen Reinheit vor, weil sich in einem und dem nämlichen Gegenstande oft die mannigfaltigsten Interessen durchkreuzen und auf unser Gefühl nicht minder wie auf unser Urtheil bestimmend einwirken. In den Beifall, dem wir dem Schönen zollen, mischen sich mannigfaltige Rücksichten der Nützlichkeit, Annehmlichkeit und Lust, um denselben zu trüben, und es ist Sache der ästhetischen Kritik, diese Einflüsse und Rücksichten fernzubalten, das ästhetische Urtheil in seiner Reinheit zu wahren.

2.

Das Schöne ist jederzeit ein Sinnliches. Dadurch unterscheidet es sich eben von der abstrakten, übersinnlichen Wahrheit, welche voll harmonischer Uebereinstimmung mit sich selbst die Mühe des Forschens zwar durch die intensiven, intellectuellen Lustgefühle belohnt, allein einer unmittelbaren Anschauung durch die Sinne sich entzieht. *) Da das Empfindungsvermögen mit dem Tastsinne und den chemischen (niedern) Sinnen rein im Dienste des Angenehmen steht, so bleiben für die Auffassung des Schönen bloß die höheren Sinne: Gesicht und Gehör übrig. Diese unterscheiden sich schon in physiologischer Hinsicht von jenen. Ihre ungemein kunstvoll eingerichteten Organe sind so beschaffen, daß die Primitiveneindrücke, welche zugleich oder nacheinander die Nerven dieser Organe treffen, keineswegs wie bei den niedern Sinnen in einen unbestimmten Gesamteindruck verschwimmen, sondern sich vielmehr mit völlig distincter Klarheit bis zu den Centralorganen und zur Seele fortpflanzen. Die Netzhaut des Auges als peripherische Ausbreitung des Sehnerven ist ungemein klein; allein die Eindrücke, welche die einzelnen Stellen derselben treffen, gelangen unvermischt zu unserem Bewußtsein und werden mit einer solchen Deutlichkeit von einander unterschieden, daß man sie sogar nach außen auf die im Raume ausgebreiteten Gegenstände projectirt. So groß das Landschaftsbild vor uns, so groß der gestirnte Himmel über uns — sie finden dennoch Platz auf der winzigen Netzhaut, um sich mit ihrem ungemein reichen Detail auf derselben zu projectiren. Jedem hervorragenden Punkte der angeschauten Landschaft entspricht ein afficirter Punkt der Netzhaut, und die unzählig vielen Affectionen des Netzhautbildchens pflanzen sich in ungetrübter Reinheit bis zur Seele fort. Hier ist reiches, deutlich unterschiedenes Detail von sinnlichen Empfindungen, aus welchem mannigfache Gestaltungen der Schönheit sich erzeugen können. — Durch diese feine Organisation ist das Auge vorzugeweise zur Auffassung des Simultanen bestimmt, um so mehr, da die Eindrücke auf der Netzhaut fort-dauern. Dadurch bildet es aber einen gewissen Gegensatz gegen das Ohr, welches, in dem es acht Eindrücke in der Secunde von einander noch wohl unterscheidet, das gleichzeitig vernommene jedoch nicht so deutlich auseinanderzuhalten vermag, vorzugeweise für die Auffassung des Successiven geschaffen ist. So theilen sich diese beiden höheren Sinne in die Auffassung von Raum und Zeit, welche die „allgemeinen Formen unserer Sinnlichkeit“, zugleich aber auch die allgemeinen Bedingungen für alle Gestaltungen der Schönheit sind.

Das Auge eröffnet uns das Reich der Gestalten (im engeren Sinne,) die Welt der Farben. Unter den Künsten beschäftigt sich mit jenen vorzugeweise die Plastik, mit dieser vorzugeweise die Malerei. Wenn wir diese beiden ästhetischen Momente des Sichtbar-schönen in Bezug auf ihre Wirkung mit einander vergleichen, so finden wir, daß die Gestalt eine ungleich wichtigere Bedeutung habe, als die Farbe. Das Schöne gefällt jederzeit nur seiner Zusammensetzung willen und diese Zusammensetzung wird in ihrer Gefälligkeit oder Mißfälligkeit bedingt durch Verhältnisse. Das Interesse am Schönen ist daher stets ein Formales, von der materiellen Natur des Objectes unabhängiges. Ob diese Base von Gold oder Messing ist, bleibt für die ästhetische Beurtheilung derselben ziemlich gleichgültig. Auch die einzelne Farbe behält als der innerste Ausdruck der qualitativen Bestimmtheit des Gegenstandes einen materiellen Charakter, und deshalb gehört ihre Wirkung, besonders wo sie vereinzelt auftritt, eher in das Gebiet des Angenehmen, als des Schönen. Farbenverhältnisse können zwar ästhetisch wirken, allein hier tritt die eigenbüßliche Schwierigkeit ein, daß die Farben nicht anders vorkommen können, als an Gegenständen, die, indem sie sich im Raume ausbreiten, schon durch diese ihre räumliche Begrenzung eine anderweitige ästhetische Wirkung, nämlich die wegen der Gestalt auf uns ausüben, und somit auch ohne Farbe schön oder häßlich sein können. Schon Herbart hat auf die Mißlichkeit des Farbenklaviers hingewiesen, weil dieses dem Auge abwechselnd gefärbte Flächen darbieten müßte, die Wahl dieser Figuren aber in jedem Falle wichtiger wäre, als jene der Farben. **) Deshalb

*) Seit Herbart ist man von dem Glauben an eine sogenannte „Anschauungserkenntniß“ in den Psychologien so ziemlich abgekomen.

**) Herbart-Psychologie als Wissenschaft 2. Theil S. 91.

muß sich bei einem jeden plastischen Objecte die Färbung der Plastik unterordnen, an die Übergänge der Formen mit Vermeidung aller Selbstständigkeit sich anschließen. Wie widerwärtig sind nicht jene plastischen Gebilde, bei denen durch grelle Farbencontraste die ästhetische Wirkung der Gestalt in den Hintergrund gedrängt wird? wie geradezu häßlich sind nicht jene bekannten, von Farben strotzenden Gemälde der Kaufbuden, welche dem derben Geschmack unseres Landvolkes hulldigen, und bei denen die Conturen von den Farben total erdrückt sind? — Die echte Bildhauerkunst hat sich deshalb von jeher gehütet, ihre Bildwerke zur etwaigen Vergrößerung der Wirkung mit Farben zu bemalen, sie hat es vielmehr vorgezogen, die Formen in ihrer farblosen Nacktheit auf unseren ästhetischen Geschmack wirken zu lassen, ohne denselben durch den Reiz der Farbe bestechen zu wollen. Und dieß mit Recht. Ein Apollo, der uns in dem matten, eintönigen Ausdrucke des Marmors entzückt, würde gewiß nicht an Schönheit gewinnen, wenn man ihn mit Pigmenten, wenn auch naturgetreu anstreichen möchte. Die Wirkung seiner vollendeten Formen würde durch die störende Einmischung des Coloritis selbst dann beeinträchtigt werden, wenn er nicht in dieser todtten Masse des Lebens den Eindruck des Gespenstlichen auf uns machen würde, jenen übertünchten Wachsfiguren gleich, die indem sie das Leben so naturgetreu lügen, uns dadurch nur desto lebendiger an ihr Todtsein erianern. Farbe ist Ausdruck des Lebens; was der Natur erlaubt ist, nämlich ihre Objecte mit den Farben des Lebens anzubahnen, ist der Kunst hier versagt, eben weil Pigmente keine Lebensfarben, und weil es der Kunst um nichts anderes, als um die Darstellung der reinen Formenschönheit zu thun ist.

Dessen ungeachtet hat sich die Malerei der Farben von jeher mit großem Erfolge bedient, ja die Farbe sogar als ihr eigenthümliches Element angesehen — dieß kann uns nicht Wunder nehmen, wenn wir das eigenthümliche Geschäft derselben recht ins Auge fassen. Die Malerei hat die Aufgabe, Gegenstände, die sich im Raume erstrecken, auf der Fläche widerzugeben. Wie ist dieß möglich, da der Raum drei, die Fläche nur zwei Dimensionen hat? nicht anders, als durch genaue Beobachtung der Perspektive, zu welcher nicht bloß die durch den Schinkel bewirkten Modificationen der scheinbaren Größe, sondern vor allem auch die Luftperspective gehört, unter welcher man diejenigen Abänderungen der Färbung verschieden entfernter Gegenstände versteht, welche in der unvollständigen und veränderlichen Durchsichtigkeit der Atmosphäre ihren Grund haben. Hier vertritt also die Farbe mit ihren mannichfachen Übergängen von Licht und Schatten, Helligkeit und Dunkelheit, Höhe und Tiefe diejenige Wirkung, welche in der Plastik durch die dritte Dimension des Raumes hervorgebracht wird. Dazu kommt noch ein anderer, nicht minder erheblicher Umstand. Die Plastik beschränkt sich auf Einzeldinge, auf Personen und Gruppen von Personen; Umgebung und Hintergrund ist der Natur und Wirklichkeit entnommen. Anders die Malerei. Ihre Darstellungen beziehen sich gemeiniglich auf ausgebehntere Objecte, wie z. B. Landschaften und Scenen, auf Objecte, welche ein mehr oder minder reichhaltiges, gegenseitig wohl abzugrenztes Detail in sich enthalten — und wo sie auch den einzelnen Gegenstand, wie im Portrait darstellt, hat sie doch für Umgebung und Hintergrund zu sorgen, welche ihr keineswegs durch die Wirklichkeit geboten werden. Diesen Forderungen könnte sie nicht so leicht nachkommen, wenn sie nicht über den Farbenunterschied, oder wenigstens über die ihn ersetzende Schattirung zu verfügen hätte. Die Farbe dient dazu, um den relativen Einheiten, aus denen das Ganze eines Gemäldes sich zusammensetzt, gegen einander die nöthige Abgrenzung zu geben, um namentlich die hervortretenden Figuren des Bildes gegen den Hintergrund hervorzuheben. Das jedoch die Anwendung des Farbenunterschiedes bei einem Gemälde eher ein dienßbares Werkzeug, als die wesentliche Bedingung des ästhetischen Erfolges ist: beweist der Umstand, daß man auch mit der Kreide, mit dem Bleistift, mit der Feder, treffliche Gemälde liefern kann, und daß die Vorzüglichkeit eines Bildes eher von der Conturen, als dem Colorit, von der Führung des Pinsels mehr, als von der Mischung der Farben abhängt. *)

Wenn man also auch dem Farbenunterschiede, den Farbenverhältnissen, Farbenübergängen und Farbencontrasten eine ästhetische Wirkung nicht absprechen kann: so wird sich diese Wirkung doch jedesmal der Gestalt unterordnen, nur im engen Anschlusse an die Dispositionen derselben ihr Dasein bethätigen. Kurz die Schönheit der Farbe ist selbst dort, wo sie sich in ihrer üppigsten Pracht entfaltet, keine fundamentale, sondern nur eine accessorische d. h. eine solche, die sich an die Gestalt als Trägerin derselben anlehnt, derselben als einem höheren ästhetischen ihre eigene Entwicklung überall unterordnet.

Eine weitere Bestätigung erhalten diese Sätze, wenn wir uns dem Gebiete des Naturschönen zuwenden und den Gebrauch untersuchen, den die Natur bei ihrem Schaffen von der Farbe macht. Hier bemerken wir vor allen den Unterschied der Färbung im Thier- und Pflanzenreiche. Die Pflanzen, namentlich einige Gattungen, zeigen

*) Vergl. dazu die trefflichen Bemerkungen in Lazarus: „Leben der Seele“ — die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste namentlich II Baukunst, Bildhauerei und Malerei.

ziemlich grelle Farbenübergänge, während der Thierkörper im Ganzen eine eintönige, nur hier und da unterbrochene Färbung hat. Allein auch innerhalb des Pflanzenreiches bemerken wir, daß sich durch jene Theile der Pflanze, welche ein streng concentrirtes Ganze bilden und vom Pflanzenkörper nicht so leicht losgelöst werden können, ein einziger Farbenton hinzieht. Halten wir uns an das ästhetisch bedeutendste Gebilde des Pflanzenreichs, an den Baum. Stamm und Äste des Baumes kleiden sich in ein gleichmäßiges Grau oder Braun als diejenige Farbe, in der sich uns der entlaubte Baum in der kalten Jahreszeit darstellt. An dieses Braun lehnt sich das Grün der Blätter an, welche wie ein, wenn auch nicht fremdartiger, so doch nur temporärer Schmuck zu dem Organismus des Baumes hinzutreten. Viel greller als vom Stamm zu dem Blatt ist der Farbenübergang von Blatt zur Blüthe. Der Contrast zwischen der Grundfarbe des Baumes, zwischen seinen tiefen, grünen und grauen Farbentönen einerseits und der Farbenpracht des Blüthenschmuckes andererseits deutet darauf hin, daß die Blüthe nicht perpetuell zum Organismus des Baumes gehöre, sondern vielmehr die Bestimmung habe, von ihm losgelöst zu werden. Der Baum ist nur ihr Träger, und er bleibt schön wenn Blüthen und Früchte sich von ihm auch loslösen; seine formale Schönheit kann durch den prächtigsten Überzug der Blüthe und durch den herrlichsten Schmuck der Früchte keineswegs gesteigert werden und dieß mag der Grund sein, warum es bisher keinen Maler eingefallen ist, einen Obstbaum im vollen Blüthenschmucke zu malen. — Im Thierreiche fehlen — wenigstens bei den höhern Thieren — die grellen Farbenübergänge mit einzelnen Ausnahmen ganz, und selbst diese Ausnahmen, wie z. B. Das bunte Gefieder der Vögel beziehen sich auf Theile, die ohne Beschädigung vom Organismus losgelöst werden können. Sonst ist der Thierkörper von einerlei Färbung. Auch bei den Menschen zeigen nur die Haare eine vom Körper absteckende Färbung, aber auch sie sind nichts als ein dem Haupte hinzugezogener Schmuck. Der schwarze Punkt im Auge — die Pupille mit der eigenthümlich farbigen Einfassung der Iris erhält mittelst der Farbe diejenige hervorstechende Markirung, die ihr als dem eigentlichen Spiegel der Seele vor allen Partien der Körperoberfläche gebührt. Der Mangel dieser markanten Färbung erzeugt den stieren, seelenlosen Blick, mit welchem die Statuen uns anlocken.

Ganz anders, als die Farbe verhält sich der Ton. Dieser wenn gleich in seiner Entstehung an äußere Vorgänge gebunden, kann doch ohne alle Einmischung räumlicher Verhältnisse in voller Selbstständigkeit erfaßt werden. Die Tonwelt bildet ein eigenes, für sich abgeschlossenes Reich, und die Tonverhältnisse sind es, welche in ihrer Schönheit oder Häßlichkeit am reinsten zu unserem Gemüthe sprechen, daselbe am tiefsten und unmittelbarsten ergreifen. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem Umstande, daß auch die Zustände unseres Bewußtseins in ihrem beständigen Fluße bloß an die Zeitform geknüpft sind, daß also zwischen den Vorstellungsräumen in unserer Seele und den Tonreihen in der Welt des Klanges eine vollständige Analogie besteht. Feuchterleben *) bezeichnet auf richtige Weise das Gefühl als eine beständige Musik unseres Lebens und dieser Ausdruck ist mehr, als eine gewöhnliche Metapher. Die Musik ist ebenso wohl in uns, als außer uns. Auf eine fast unwillkürliche Weise drückt sich der innere Rhythmus der in Wogen der Gefühle sich ergießenden Vorstellungen auch äußerlich in Tönen aus, welche dem Munde des Fühlenden entquellen, und die verschiedenen Bewegungen der Gefühle in ihren vor Freude bald übersprudelnden, bald vor Schmerz erstickenen Weisen auch äußerlich wiedergeben. So wie man unter „Stimmung“ sowohl den Zustand der Spannung erklingender Saiten, als auch jenen der in Wechselwirkung befindlichen Vorstellungsräume versteht: so lassen sich alle Stimmungen der Seele in die Schöpfungen der Tonkunst hineinlegen. Nichts kann den Verlauf unserer Vorstellungen so sehr beschleunigen und uns mitten aus dem Brüten des Trübseins in den Wirbel der Heiterkeit fortreißen, als eine im höchsten Takte hinsirrende, rhythmische und harmonische Musik; gleich wie im Gegentheile nichts so sehr unsere Gefühle herabstimmen kann, als die wehmüthig ergreifenden Klänge einer grabähnlichen Melodie. — Diese Analogie zwischen der Natur der Töne und der Natur der Vorstellungen erklärt die magischen Wirkungen der Tonkunst, erklärt es, warum der tief sinnige Herder den Weltgeist als einen „Geist der Harmonien“ sich gedacht, die Erfindung der Orgel als die großartigste, nur durch höhere Eingebungen vermittelte Schöpfung hingestellt hat. Die Harmonie der Musik ist und bleibt der adäquateste Ausdruck für die Harmonie der Seele und durch die hier erkennbare innigste Übereinstimmung zwischen dem Geiste und der Natur, dem Subjectiven und Objectiven, dem Idealen und Realen die vollkommenste Erscheinung der Schönheit.

3.

Erannung und Lösung, Bindung und Freiwerdung, Hemmung und Förderung — dieß ist der Inhalt derselben Zustände, welche wir mit dem Namen der Gefühle bezeichnen, und welche in ihrem bedeutungsvollen Wechsel

*) Diätetik der Seele S. 73.

den Ton unseres Seelenlebens in seinen manigfachen Abstufungen der Lust und Unlust ausmachen. Hier zeigt sich nun die Eigenthümlichkeit, daß die Energie der Lösungen und die davon abhängige Intensität der Lustgefühle im geraden Verhältnisse steht zur Größe der Spannungen, die dadurch überwunden werden. Je mehr ein Ganzes von Vorstellungen unter einem psychischen Drucke zu leiden hat, desto lebhafter gibt sich die Freiwerdung desselben kund, wenn die drückenden Kräfte nachgelassen haben, auf es zu wirken, gerade so, wie eine Spiralfeder desto lebhafter sich aufrollt, je heftiger sie gepreßt wurde. Daraus ergibt sich die Folgerung, daß unsere Lustgefühle desto lebhafter werden, je intensiver die Unlustgefühle waren, aus deren Beseitigung sie hervorgeh'n. Kein Lustgefühl ist intensiver als das der erfüllten Erwartung, wenn das lang und vergebens erwartete Ereigniß endlich eintrifft — oder jenes der Befriedigung einer Begierde in dem Augenblicke, wo diese ihren höchsten Culminationepunkt erreicht hat. Und wodurch werden diese Lustgefühle vermittelt? durch nichts anderes, als durch die ihnen vorausgehenden Spannungen der Unlust. Das Eintreffen eines Ereignisses ist für uns desto lustvoller, je schmerzlicher es erwartet wurde, und die Befriedigung ist desto labender, je glühender das Begehren war. So freut uns das Glück der Gesundheit niemals so sehr, als dann, wenn wir eine langwierige Krankheit überstanden haben, und die Erreichung eines angestrebten Zieles ist desto erfreulicher, je mühevoller die Anstrengungen waren, die uns zu demselben hinübertrugen. Nicht nach Absolutmaßstäben richten sich die Schwankungen der Gefühle, sondern nur nach der relativen Tiefe und Höhe des Überganges von einem Zustande zum andern, gerade so, wie das landschaftliche Profil einer Gegend nicht von der absoluten Erhebung über die Meeresfläche sondern nur von der Höhe der Berge und Tiefe der Thäler abhängt.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß auch im Gefühle des Schönen zwei Momente zu unterscheiden sein werden, das der Spannung und das der Lösung. Spannung ist Gegensatz auseinanderstrebender Kräfte — Lösung ist Vereinigung ungeachtet des Auseinanderstrebens. Beides ist im Gefühle des Schönen mit Leichtigkeit anzutreffen; die Spannung wegen der Vielheit der Theile, aus denen der schöne Gegenstand besteht und wegen ihres Gegensatzes — die Lösung wegen der schließlich sich einstellenden Übereinstimmung und Einheit. Die eigenthümliche Wirkung des Schönen besteht eben darin, daß es die Spannungen, in welche wir bei der Auffassung desselben versetzt werden, ihrer vollständigen Lösung entgegenführt, daß es die Erwartungen, die sein Anblick in uns erregt, sogleich auch erfüllt, unsere Begierde nach harmonischer Ausgleichung der Gegensätze befriedigt. Wir haben hier — subjectiv betrachtet — zwei Momente: ursprüngliche Hemmung unserer Vorstellungen durch einen Gegensatz, und allsogleiche Förderung derselben in Folge der Ausöhnung jenes Gegensatzes — Depression und Elevation, Erwartung und Erfüllung, Streben und Befriedigung. Diese beiden Momente, die sich in jeder ästhetischen Auffassung nachweisen lassen, sind mit besonderer Deutlichkeit aneinandergelegt in derjenigen Art des Schönen, die man das Tragische nennt. Das Leiden des im Kampfe mit einem großen Gesetze oder mit den Folgen seiner eigenen Schwächen unterliegenden Helden drückt unsere Gefühle ungemein herab. Mitleid und Furcht stellt sich ein. Würde die Auffassung bei diesem Momente stehen bleiben, so hätte sie das Tragische nicht erreicht; im Gegentheile, das Leiden des Helden könnte in uns ein Gefühl zurücklassen, welches mit dem Tragischen nichts gemein hat, wie wenn z. B. dieses Leiden eine Folge äußerer Brutalität, oder wenn es überhaupt unheimlich ist. Wir müssen deshalb über diesen peinlichen Moment gehen werden, auf die Depression muß eine Elevation folgen. Diese Erhebung liegt in einem höheren Gedanken, in welchem das Leiden des Helden seine Motivierung findet, durch den es aus der Sphäre der zufälligen Willkür in das Reich der Nothwendigkeit versetzt und eben dadurch für den Zuschauer erträglich wird. Der Held unterliegt, weil er unterliegen muß, weil höhere Mächte seinen Untergang gebieterisch fordern; wir sehen dieß ein und unsere Thränen werden getrocknet. — Ähnliche Verhältnisse findet man auch im Gefühle des Erhabenen. Auch das Erhabene drückt anfangs dadurch, daß es über die Grenzen des Gewöhnlichen hinausgeht, unsere hergebrachten Vorstellungen von Größenverhältnissen ungemein herab. Wie kleinlich erscheinen unsere Reiche beim Anblick des Meeres, wie beschränkt und beschränkend die gewöhnlichen Räume gegen die Unendlichkeit des Himmelraumes, wie schwach der stärkste Ton unserer Stimme gegen das wasserschlägliche Rollen des Donners! Wir werden durch derlei gewaltige Eindrücke niedergeschlagen, aber nur um sogleich darauf gehoben zu werden. Indem die Vorstellung des erhabenen Gegenstandes ein Bestandtheil unseres Bewußtseins geworden ist, hört das Erhabene auf, uns als eine fremdartige Macht gegenüber zu stehen; indem wir es in uns selbst gleichsam aufnehmen, fühlen wir uns mit ihm gehoben. Nachdem nämlich die kleinlichen Gegensätze, welche von der Erinnerung an die gewöhnlichen Maßstäbe des Lebens ausgehen, aus dem Bewußtsein verdrängt worden sind: vermag die Vorstellung des erhabenen Gegenstandes dasselbe ganz auszufüllen, uns zu erheben.

Allein nicht bleib bei diesen höhern Formen des Schönen — bei einer jeden ästhetischen Auffassung finden wir die beiden Momente der Spannung und Lösung. Was gefällt uns an zwei parallelen Linien, an den beiden Sei-

ten eines symmetrischen Gegenstandes? Bei jenen, daß wir zwei Richtungen sehen, von denen wir uns aber am Ende überzeugen, daß sie nur eine einzige Richtung ausmachen, bei diesen, daß wir ein doppeltes aufßen, welches aber schließlich in den Hauptpunkten nur ein einziges ist. „Eines im Verschiedenen“ — das ist es, was uns hier wie überall gefällt. Die Töne des Dreiflusses scheinen auseinander zu streben, der eine ist von dem anderen durch seine Schwingungszahl wesentlich verschieden; allein kaum schlagen sie an unser Ohr, als wir uns schon bewußt werden, daß diese drei in ihrer wunderbaren Wechselwirkung, in dem einfachen und leicht übersichtlichen Zahlenverhältnis ihrer Vibrationen eigentlich nur eines, daß sie nur Momente des einen, streng zusammengehörigen Ganzen sind. — So einfach freilich, wie in den eben angeführten Fällen ist die Formel, welche die auseinanderstrebenden, in Raum und Zeit ausgebreiteten Theile des schönen Ganzen zur Einheit bindet, in den meisten Fällen nicht. In vielen, ja in den meisten ist sie noch gar nicht bekannt, wenn sie auch in unseren Bewußtsein auf eine unverkennbare Weise wirksam ist und in jedem einzelnen Falle die Entscheidung, ob der betreffende Gegenstand schön oder häßlich ist, vermittelt. Wir vermögen mit Sicherheit zu entscheiden, ob ein bestimmtes Menschenantlitz schön oder häßlich ist, und wir werden von dem Eindrucke desselben nicht unbedeutend afficirt; allein wir stehen vor dem Bilde der in himmlischer Verklärung betenden Madonna oder vor der Statue des belveder'schen Apollo, ohne uns Rechenschaft ablegen zu können, warum dort die Striche des Gemäldes, hier die Krümmungen des Marmors einen so wohlgefälligen Eindruck auf uns hervorrufen. Und dennoch beruhen Striche und Formen auf Maßverhältnissen, die sich auf Zahlen zurückführen, in Formeln einkleiden lassen.

4.

Die Regel im Schönen ist die ideale Seite desselben; mittelst derselben weist das Schöne auf etwas Nothwendiges, Geistiges, Ideales hin. Der schöne Gegenstand erscheint als Verkörperung derjenigen Idee, der sich seine Organisation in allen ihren Theilen anbequemt, deren concrete Verfümmelung er selbst ist. Der Salzkrysallo realisiert die Idee des Würfels ebenso, wie der fallende Wassertropfen die Idee der Kugel. Diese Realisirung findet aber stets nur in beschränkter Form statt: verunreinigt gleichsam durch Zusätze, welche mehr oder minder gleichgültig sind. Ob jener Würfel von Salz oder Eisen, ob diese Kugel von Wasser oder Elfenbein ist, bleibt für die Darstellung dieser geometrischen Formen ganz gleichgültig. Dasjenige, worin die allgemeine Idee zur Anschauung gebracht werden soll, ist stets ein Besonderes, Einzelnes Individuelles, welches die allgemeine Idee in ihrem vollen Umfange, in der unendlichen Manigfaltigkeit ihrer particulären Determinationen zu repräsentiren keineswegs im Stande ist; es stellt vielmehr diese Idee nur unter den besondern Umständen seiner eigenen individuellen Existenz — also nur im beschränkten Maße dar. Die Rose, die vor mir duftet, ist ein Repräsentant ihrer Gattung; die allgemeine Idee der Rose ist auch in ihr verkörpert; darauf deutet „ihre hundertblättrige, edle Gestalt, ihr hoher bedornter Thron, ihre Farbe der Liebe und ihr ewiger Wohlgeruch“ hin. Allein würde derjenige, der nur ein einziges Exemplar der Rose in seinem Leben gesehen hätte, sich daraus die reine Idee der Rose abstrahiren können; würde er das zufällige, was nur „dieser Rose“ angehört, trennen können von dem nothwendigen, was bei keiner Rose fehlen darf? . . . Schwierlich. Erst wer viele und verschiedene Rosen sah, wird den Begriff der Rose rein erfassen können *). So wie der volle Umfang des logischen Begriffes „Rose“ erst durch alle wirklichen und möglichen Rosenindividuen erschöpft wird: so findet auch die Idee der Rose ihre volle und reine Verwirklichung nicht in dieser oder jener Rose allein, sondern in allen zusammengenommen. Dessen ungeachtet kann für einen Menschen, der bereits Rosen kennt, auch nur ein einziges, vollständig entwickeltes Rosenindividuum dazu dienen, ihm den vollen Begriff der Rose zu veranschaulichen. Wir stoßen also in dem Schönen keineswegs auf etwas fremdes, auswärtiges, unheimliches — der schöne Gegenstand erscheint, indem wir ihn geistig erfassen, als ein guter Bekannter von uns, indem die Idee, welche seine zerstreuten Glieder zur organischen Einheit verbindet, uns keineswegs neu und fremd, sondern vielmehr nur im Bestandtheil unseres eigenen Bewußtseins ist. Diese Congruenz zwischen demjenigen, was als ein Inneres, Subjectives in der Tiefe unseres Bewußtseins ein bloß geistiges Dasein lebt, mit jenem, was die Außenwelt in objectiver Verkörperung uns vor die Sinne stellt — ist die Quelle jener Förderungen, welche das ästhetische Lustgefühl ausmachen.

Die Regel oder Idee im Schönen muß ferner mit Leichtigkeit auffassbar sein für einen jeden, der sich ihrer Auffassung hingibt, und sie darf sich nicht etwa erst durch mühsame Vergleichen und langwieriges Nachdenken aus demselben ableiten lassen. Daher ist die Empfänglichkeit für das Schöne ungeachtet der Allgemeingültigkeit desselben dennoch abhängig von einer gewissen, wenn auch nicht speciellen, so doch allgemein menschlichen Ausbildung unserer Begriffe, welche gleichsam den Schlüssel zum Verständniß der Harmonie im Schönen darbieten. Das Kind, der

*) Vergl. darüber mein „Lehrbuch der empirischen Psychologie“ S. 53.

Wilde haben keinen oder nur einen geringen „Sinn“ für Schönheit; sie sehen in den schönen Objecten, welche unser ästhetisches Interesse im hohen Grade erregen, nichts als ein wirres Chaos, in dem sie keinen leitenden Gedanken herausfinden können. Dies gilt freilich nur von den höheren Gebilden der Schönheit, wie sie uns z. B. in den Werken der Kunst entgegenreten; das Wohlgefallen am Elementarschönen stellt sich jedoch schon beim Kinde sehr frühzeitig ein. Noch ehe sein Bewußtsein dem Lichte der Ideenwelt sich aufschleicht, findet es Vergnügen an dem sanften Rhythmus eines Wiegenlieds, spielt es mit Gegenständen, deren Symmetrie oder Wohlgestalt es ergötzt. So wie sich überhaupt der Kreis unserer Begriffe erweitert, erweitert sich auch unser Geschmack am Schönen. Allgemeine Begriffe (Ideen) sind nämlich, psychologisch betrachtet, nichts als appercipirende Vorstellungsmassen, unter welche wir die einzelne Vorstellung subsumiren, es sind die bleibenden Gesichtspunkte, von denen aus wir dem wechselvollen Spiele der Ereignisse in der Natur und Geschichte zusehen. Dieselben appercipirenden Vorstellungsmassen sind es auch, welche auf dem Gebiete des Ästhetischen die Orientirung vermitteln, nach denen sich der ästhetische Geschmack bestimmt. Insofern nun die allgemeinen Bedingungen, unter denen die Herausbildung des menschlichen Vorstellungskreises zu festen, appercipirenden Gebilden stattfindet, überall die nämlichen sind: wird auch der ästhetische Geschmack an allen Orten und zu allen Zeiten der gleiche sein. Die Natur bleibt sich in ihrem Schaffen ziemlich constant, und insofern die Normen des ästhetischen Geschmacks den natürlichen Typen entlehnt sind, wird dieser auch einen allgemeinen günstigen Charakter an sich tragen. Andererseits läßt sich aber nicht in Abrede stellen, daß die Entwicklung des menschlichen Bewußtseins an einzelnen Orten und zu bestimmten Zeiten unter Bedingungen statt finden kann, die dergestalt eigenthümlich und exclusiv sind, daß die dadurch herbeigeführten Einseitigkeiten der Bildung sich auch in der eigenthümlichen Färbung des ästhetischen Geschmacks nothwendiger Weise ausprägen müssen. Die Chinesen, welche durch ihre chinesische Mauer und noch mehr durch das unüberwindliche Hinderniß ihrer Schriftsprache, welche bekanntlich keine Buchstabensprache ist, gegen die Strömungen der Bildung verschanzi sind: zeigen auch einen dieser Abgeschlossenheit entsprechenden, mit dem unsrigen nicht selten contrastirenden Geschmack. Der Geschmack steht also im engsten Zusammenhange mit der Gesamtbildung des Menschen, welcher auch hier, wie überhaupt nur ein Sohn seiner Zeit ist. Das gebildeteste Volk des Alterthums — die Hellenen — zeigt auch den maßgebendsten, durch seine Feinheit sprichwörtlich gewordenen Geschmack und die finsternsten Perioden der Geschichte sind auch die rohesten. So wie die intellektuelle Ausbildung der Menschheit im Laufe der Geschichte fortschreitet, wird sich auch der ästhetische Geschmack derselben immer mehr läutern und reinigen; er wird aber auch allen Übergängen, Rückschlägen und Ausschreitungen der Cultur folgen. Nicht bloß die Bildung — auch der Geschmack hat seine Geschichte. Von der Säule und Pyramide bis zum griechischen Tempel, von dem einfachen Zelte bis zum gothischen Dome, von der Hirtenpfeife und dem Volkslied bis zur Oper und zum Drama führen weite, manigfach verschlungene Wege. Jede Zeit hat überdies ihre Lieblingsideen, in denen sie sich gefällt, und die sie nicht bloß theoretisch entwickelt, sondern auch praktisch in den Urtheilen und Werken ihres Geschmacks verherrlicht. Wie gewaltig dieser Einfluß ist, zeigt sich vor allem auf dem Gebiete der Mode, wo die Wandlungen des Geschmacks täglich und stündlich an unseren Augen vorübergehen. Und wir dürfen nicht glauben, daß sich dieser Einfluß etwa bloß auf den Schnitt unserer Kleider erstreckt, er drängt sich auch in die geheiligten Stätten der Kunst bei allen Öffnungen hinein. Die Mode ist auf ästhetischem Gebiete dasjenige, was auf logischem Gebiete die Meinung — beide haben einen conventionellen Ursprung. Die Meinung ist aber von der Wahrheit oft ebenso weit entlegen, wie die Mode von der eigentlichen Schönheit, obwohl beide, Meinung und Mode die Gemüther der Menschen oft in ungewöhnlichem Grade beherrschen. Man kann die Schönheit vom Throne stürzen und die Häßlichkeit auf denselben erheben, gerade so wie man die Wahrheit verfeuern und der Lüge huldigen oder wie man das Laster verherrlichen und die Tugend mit Füßen treten kann; dessen ungeachtet wäre es Thorheit, zu zweifeln, daß die angeführten Ideen des Wahren, Schönen, und Guten sich schließlich die allgemeine Anerkennung erwerben, daß sie die Zukunft sich zu erobern wissen werden.

5.

Zweierlei Elemente haben wir in der Erscheinung des Schönen kennen gelernt; einerseits die Nothwendigkeit, womit der schöne Gegenstand der allgemeinen Idee sich unterordnet — andererseits die Zufälligkeit, mit der er über die Bestimmungen der allgemeinen Idee hinausgeht, um sie im Einklange mit der individuellen Bestimmtheit seiner eigenen Existenz zu verwirklichen. Dieses doppelte Element entspricht recht gut der Doppelnatur des Schönen, vermöge welcher dieses zum Theile in die Idealwelt, zum Theile in die Realwelt hineinreicht. Dort ist Beständigkeit, hier Fluß; dort Allgemeinheit, hier Particularität; dort die Herrschaft nothwendiger Gesetze, hier das Gaukelspiel zufälliger Erscheinungen; dort Verstand, hier Sinnlichkeit. Von diesem Gesichtspunkte erklärt sich die Auf-

fassung des Schönen von Seite der Identitätsphilosophie *), der das Schöne nichts anders ist, als die Idee in der Form begrenzter Erscheinung, also nicht reine, geistige Idee, sondern eben so sehr Erscheinung, als Idee. „Es ist ein sinnlich Einzelnes, das als reiner Ausdruck der Idee erscheint, so daß in dieser nichts ist, was nicht sinnlich erscheint“ (Bischoff). Schwerer dürfte es jedoch sein, auch das umgekehrte zu erweisen, daß im Schönen „nichts sinnlich erscheint, was nicht reiner Ausdruck der Idee wäre.“ Dieser Behauptung widersteht sich nämlich die empirische Zufälligkeit, welche das Schöne als ein Einzelnes, Wirkliches, sinnlich Erscheinendes niemals abstreifen kann. Es ist da an einem bestimmten Orte, zu einer bestimmten Zeit, unter genau bestimmten Umständen; allein alle diese „Bestimmtheiten“ haben mit der Idee, die zur Anschauung gebracht werden soll, nichts zu schaffen, sondern sind rein zufällig da. Deshalb zeigt das Schöne im Nachbilden der Idee eine gewisse Freiheit, vermöge welcher es sich dieser Idee keineswegs sklavisch unterwirft, sondern vielmehr in mannigfachen Abweichungen mit derselben gleichsam spielt, sich von ihr nach verschiedenen Seiten entfernt, um jedoch immer wieder zu ihr zurückzukehren. Es verhüllt durch die Zufälligkeiten seines empirischen Daseins die allgemeine Idee, allein nur um sie desto mehr hervortreten zu lassen, den Reiz der ästhetischen Auffassung zu erhöhen. Durch diese scheinbar willkürlichen Abweichungen von der Idee, durch die mannigfachen Verhüllungen derselben mittelst Zufälligkeiten gibt der schöne Gegenstand dem auffassenden Geiste zu schaffen, werden jene beiden Momente herbeigeführt, die wir oben als Spannung und Lösung kennen gelernt haben. Anfangs scheinbare Verwirrung, regelloses Chaos, wirres durcheinander entgegengesetzter Bestimmungen — sogleich darauf maßvolle Ordnung, sinniger Zusammenhang, Versöhnung der Gegensätze durch das Hervortreten der Idee. Die Regel ist da, sie steht fest und ist über allen Zweifel erhaben; allein sie versteckt sich anfangs in die Zufälligkeiten des individuellen Daseins, um dem Beobachter durch die vorausgehende Spannung die Lust der gefundenen Lösung zu ermöglichen.

Die Bestätigung dieser Sätze finden wir, wenn wir unsern Blick dem Gebiete des Naturschönen zu wenden. Überall, wohin wir uns wenden, bemerken wir eine Freiheit in der gestaltenden Thätigkeit der Natur, welche zwar überall das Dasein allgemeiner Normen, die Herrschaft organisatorischer Grundgedanken offenbart, allein das Bestehen dieser allgemeinen Normen nur in einer Unzahl reizender Abweichungen von der Regel bethätigt. Kein Typus ist in der organischen Natur allgemeiner verbreitet, als jener der kreisförmigen Rundung — sei es nun in der allseitigen Regelmäßigkeit der Kugel, oder in der linearen Symmetrie der Walze. Fast alle organischen Gestaltungen: die Stengel der Blumen und Stämme der Bäume, die ihnen aufgesetzten Kronen, die Formen der Blüthen und Früchte nicht minder wie die verschiedenen Bestandtheile des Thierkörpers erscheinen nur als die ewig mißlingenden Versuche der Natur, die Kugel und Walzenform in ihrer mathematischen Reinheit hervorzubringen. Allein dieses ewige Mißlingen jener Versuche — ist es nicht eben eine beständige Quelle stets sich erneuernder Schönheit? würde es erfreulicher für unser Auge sein, wenn wir statt der unendlichen Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen überall und allerorts nur mathematische Cylinder von verschiedener Größe mit ihnen aufgesetzten, ganz regelmäßigen Kugeln um uns erblicken würden!? Welch ein trostloses Bild von Gedankenarmuth und schöpferischer Dürftigkeit würde da die Natur uns überall entgegenstellen, welche Kahtheit und kirchhofähnliche Öde würde uns aus diesen starren leblosen Monumenten anzähnen, wie würde die monotone Einförmigkeit aller Gebilde unsern Geist niederdrücken und von allen Flüsse der Vorstellungen entleeren! Über die niederschlagende Wirkung dieser Monotonie kann uns der Contrast belehren, den die Gassen unserer Hauptstädte mit der starren Rechtwinklichkeit und Uniformität ihrer Häuser zu dem lebendigen Wechsel der Naturlandschaft bilden. Der Schöpfungen der Baukunst sieht man es noch mit unverbüllter Deutlichkeit an, daß die Meßschnur und das Bleiloth, der Cirkel und das Richtmaß bei ihrem Zustandekommen gewaltet haben; sie sind deshalb zwar schön, allein ihre Schönheit steht auf der untersten Stufe, sie bleibt tief unter der Kunst des Bildhauers, dessen von der Anschauung des Ideals geleitete Hand die freien Formen dem Marmor unmittelbar ausdrückt, ohne Cirkel und Lineal zu brauchen. Eine ähnliche Freiheit in der Gestaltung zieht sich durch alle Schöpfungen der Natur — überall begegnen wir der Wellenlinie in den reizendsten Verhältnissen der Krümmung. Die Natur ist einem Tonkünstler vergleichbar, welcher dasselbe einfache Thema durch alle erdenklichen Variationen ausführt, nur um unser Interesse wach zu erhalten (wie einfach ist das Thema im „Carneval von Venedig“); sie ist einem Baukünstler gleich, welcher die einfachen architektonischen Grundlinien durch sinnvolle Arabesken verhält, nur um sie desto mehr hervortreten zu machen. Der Typus eines Vogels — wie verschieden äußert sich derselbe im Adler und im Schwan? und sind etwa nicht beide schön? Wie spielen die einzelnen Varietäten einer Pflanzenart nicht um ihren gemeinschaftlichen Typus? wie reizend sind unsere Rosen, Nelken und Georginen in ihren so mannigfaltigen Spielarten? wie mannigfach abgeändert erscheint der Bau der Äste und die Stellung und Vertheilung der Blätter bei den einzelnen

*) Neuerdings mit besonderer Breite und Tiefe auseinandergelegt in Bischoff's Aesthetik.

Baumgattungen, ja sogar bei den einzelnen Individuen einer und derselben Baumgattung? . . . Und je weiter wir auf der Stufenleiter der Organisation bis zu dem Belebten und Beseelten aufsteigen: desto größer erscheint das Bestreben der Natur, durch Hervorhebung der individuellen Bestimmungen den allgemeinen Typus zu verdecken.

Am herrlichsten erscheint diese individualisirende Bildungsthätigkeit der Natur, wenn wir sie mit dem auf die Hervorbringung des Schönen absichtlich gerichteten Schaffen der künstlerischen Fantasie vergleichen. Die Kunst ist und bleibt eine Nachahmerin der Natur; allein ihre Nachahmung besteht keineswegs darin, die einzelnen Naturgebilde in der zufälligen Bestimmtheit ihres empirischen Daseins zu kopiren, sondern vielmehr darin, den in ihnen herrschenden Typus auf individuelle Weise zur Anschauung zu bringen. Die nähere Bestimmung der Umstände, unter welchen dieser natürliche Typus in dem Kunstwerke zu Tage treten soll, ist Gegenstand der künstlerischen Erfindung, welche geradeso, wie die Natur die Idee aus ihrem bloß abstracten, reingeistigen Dasein in die vollkommen determinirte Form der individuellen Wirklichkeit hinüberzuführen hat. Und je größer das künstlerische Genie ist, desto mehr widerstrebt es der sklavischen, rein mechanischen Nachbildung dessen, was in der Natur vorgebildet ist, desto mehr gefällt es sich im freien Schwunge, in der schöpferischen Originalität, in der Verachtung der Regel. Der Künstler ist frei in seinem Schaffen; ihm ist, wie schon der römische Kunstkritiker vom Maler und Dichter behauptete, alles erlaubt, was er sich selbst erlauben zu können glaubt. Die Rose, die ein Maler erzeugt, ist nicht ein Daguerrotypbild eines wirklich existirenden, natürlichen Rosenindividuum's, sondern nur das freie Produkt der künstlerischen Phantasie, welche aus den verschiedenen Anschauungen einzelner Rosen zusammenträgt, was sie für ihre Zwecke braucht. Ungeachtet dieser nicht unbedeutenden Freiheit wird sich der Maler dennoch hüten, den von der Natur ihm vorgezeichneten Typus der Rose zu verlegen und dadurch die Correctheit seiner Schöpfung auf's Spiel zu setzen. Es ist zwar dem Künstler keineswegs verwehrt, sich auch in Bezug auf den darzustellenden generellen Typus von der Natur loszureißen und in der Erfindung neuer Typen sich zu versuchen. Allein — hierbei ist nicht zu übersehen, daß unsere Phantasie durchaus unfähig ist, absolut Neues zu schaffen, sondern daß auch sie denjenigen sinnlichen Stoff zu verarbeiten hat, von dem unsere Seelenzustände überhaupt leben. Sie ist daher ein Kind der Natur, welches durch die Führung der Mutter sicher einherschreitet, von ihr jedoch losgerissen sich nur mühsam zu erhalten vermag. Die Erfahrung beweist dieß zur Genüge. Wie dürftig und mangelhaft gegen die natürlichen Typen sind diejenigen Produkte der Kunst, bei denen sie sich in der Erzeugung origineller Pflanzen- und Thiercharaktere — gleichsam wie in einer Bereicherung der Naturgeschichte versucht hat! Was kam da zum Vorschein? Ein Schmetterling? eine Nachtigall? eine Rose? . . . Keineswegs.

„Basilisken und Vampyre,
Lindenwürm und Ungeheu'r,
Solche schlimme Fabelthiere,
Die erzeugt des Dichters Feu'r!“

(Heine.)

Ein Greif, eine Sphynx, ein Centaur, ein Pegasus, ein Moloch, und wie derlei Erzeugnisse alle heißen, haben immerhin etwas monströses, etwas widersprechendes in sich, das die darstellende Kunst nur durch den künstlichen Schein einer organischen Verschmelzung zu verdecken und auf diese Weise genießbar zu machen vermag. Die olympischen Götter waren — bis auf den hinkenden Hephästes — Ideale der Schönheit, allein sie trugen menschliche Gestalt; jeder Zusatz zu dieser Gestalt, den sich die geschäftige Phantasie erlaubt hätte, würde eher die reine Formenschönheit zerstört, als ihre Wirkung erhöht haben.

6.

Die Natur ist und bleibt die Hochschule der Schönheit. Ob zwar man nicht behaupten kann, daß Schönheit der höchste Zweck sei, den sie bei ihren Schöpfungen intendirte: so zeigt sich doch bei näherer Betrachtung, daß sie ihre Zwecke niemals auf Unkosten der Schönheit realisire, daß vielmehr ihre produktive Thätigkeit eine reine und nie versiegende Quelle der Schönheit sei. Die Gebilde der Natur sind im allgemeinen schön. Schon die unorganischen Massen können durch die eigenthümliche Gestaltung und Gruppierung, die sie in Folge der bei ihrem Festwerden wirksam gewesenen Kräfte, der Schwere, des Wassers und Feuers angenommen haben, für den Zuschauer in sofern schön erscheinen, als die Manigfaltigkeit ihrer zufälligen Formen gerade durch die Sonderbarkeit zu unserem Gemüthe spricht. Diese Felsenblöcke, in ihren wilden grotesken Gestalten regellos durcheinandergeworfen, gefallen uns nicht etwa deshalb, weil wir die gewohnten ästhetischen Grundformen der Kugel, der Walze, des Kegels u. s. w. in ihnen widerfinden, sondern deshalb, weil diese wilden Kumpane in ihrer gigantischen Freiheit sich über diese Formen durch die

absonderlichsten Verzerrungen derselben erheben und dadurch den Gedanken an die freie, ungesesselte Kraft der Himmelsfürmenden Titanen in uns erwecken. Einzelne Berge — wie sprechen sie uns an durch den ewigen Wechsel ihrer Formen? Wo ist ein Berg, der genau ein Regel wäre, und würde ein solcher in dieser seiner individuellen Unfreiheit nicht eher missfallen, als gefallen? Unbekannt und gefeiert ist die Schönheit der Felsenparthien, deren Eindruck in der Regel um so größer ist, je wilder sie sind; denn in dem Maße, als sie sich durch die Kühnheit ihrer Formen einer Subsumption unter unsere persönlichen Anschauungen entziehen, geben sie unserem Geiste, der sie dessen ungeachtet in ein Ganzes zusammenzufassen bemüht ist, mehr zu schaffen und gewähren, wenn diese Zusammenfassung gelungen ist, durch Lösung der vorausgegangenen Spannung die ästhetische Befriedigung. Noch größer ist auf dem Gebiete des Unorganischen die ästhetische Wirkung des Wassers, welches durch seine Beweglichkeit das landschaftliche Schöne zum Reizenden steigert. Fortwährend suchen wir dasselbe zu fassen und fortwährend entzieht es uns auf niedliche Weise, um jedoch sogleich zurückzukehren. Die Quellen, die aus dem Innern der Erde segensbringend hervorbrechen, die Gießbäche, die murmelnd über den glatten Kies dahinrauschen, die Flüsse, die über Felsen stürzen, sind in ihrer munteren Lebendigkeit reizend. Überhaupt bringt die Bewegung diejenige Abwechslung in das Naturbild hinein, welche dieses zu einem Reizenden macht. — Ähnlich wie das flüssige, wirkt auch das luftförmige Element, an sich unsichtbar und unaßbar, offenbart es seine Wirkung in den verschiedenen dynamischen Äußerungen, vom sanften Spiel in den Kelchen der Blumen und Kronen, der Bäume bis zum eichenbrechenden Erfane. Am stärksten ist nicht bloß in physischer, auch in ästhetischer Hinsicht die Wirkung, wenn beide übereinander gerathen, einander entweder sanft schmeichelnd, oder im feindlichen Kampfe sich zerwühlend:

„Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund auf
Schäumende Wogen“. *)

Unter den unorganischen Gebilden stehen die Krystalle als Individuen des Mineralreichs in der Naturwissenschaft am höchsten. Nicht so ganz in der Ästhetik, weil die Regel, nach der sie geformt sind — die Krystallgestalt nämlich — in ihnen noch zu unverhüllt hervortritt, ihre Individualität noch allzu wenig ausgeprägt ist. Ein Stalaktit gefällt weit mehr, als ein Krystall; und doch ist jener amorph, dieser geformt; jener durch mechanische Ablagerung von außen entstanden, dieser von innen herausgewachsen; jener in seinem Bildungsproceß der Schwere unterthan, dieser gegen den Zug der Schwere von innen sich entwickelnd. Alle diese Verhältnisse können jedoch nicht bewirken, daß der Krystall dem Stalaktiten gegenüber wohlgefälliger erscheint, weil von allen diesen Verhältnissen nichts in der unmittelbaren sinnlichen Anschauung anzutreffen ist und bei der ästhetischen Würdigung der Dinge es nicht darauf ankommt, wie sie sind, sondern nur wie sie erscheinen. In der Ästhetik entscheidet nur der Schein. Soll uns der Stalaktit gefallen, so müssen wir die individuelle Selbstständigkeit, die ihm naturwissenschaftlich nicht zukommt, in ihn hineinlegen; wir müssen uns vorstellen, er sei von innen herausgewachsen, was bei der Ähnlichkeit der meisten Stalaktitenformen mit Ästen und anderen organischen Gebilden eben nicht schwer ist. Der Stalaktit läßt das organische Wachsthum und wir glauben ihm; deshalb gefällt er uns auch. Der Krystall mit seinen mathematischen Flächen und Kanten zeigt eher einen äußeren, mechanischen Ursprung und gefällt deshalb minder.

Die herrlichsten Erscheinungen der Schönheit jedoch zeigt uns die Natur dort, wo ihre schöpferische Thätigkeit wahrhaft individualisirend hervortritt, indem sie sich in belebten Organismen, im organischen Leben offenbart. Die Begriffe der Organisation und des Lebens hängen auf das innigste zusammen, und fallen beide unter den höhern Begriff der Schönheit. Wo eine Mehrheit verschiedener Theile (Organe) zu einem Ganzen derart verknüpft ist, daß sie in dieser ihrer Zusammensetzung einem einheitlichen, in dem Ganzen selbst gelegenen Zwecke dient: da kann die gegenseitige Übereinstimmung des Einzelnen unter einander für einen diese Übereinstimmung auffassenden Geist sich nicht anders, denn als Schönheit ankündigen. Ein solches Ganze heißt eben ein Organismus, und man kann deshalb einen Organismus unter der Bedingung schön nennen, daß die Organisation desselben sinnlich hervortritt und von jedermann leicht aufgefaßt werden kann. Jedes Thier und jede Pflanze ist als Organismus ein schönes Ganze, und zwar wird diese Schönheit eine um so größere sein, je deutlicher die Organisation des Naturwesens sich schon durch seine sinnliche Außenseite ankündigt, d. h. je mehr man die einzelnen Theile und ihre gegenseitige Zusammen-

*) Göthe mit seinem für Naturschönheit so sehr geöffneten Dichtergemüth entlehnt in vielen seiner Dichtungen die ästhetischen Momente dem Wasser. So in „Fischer“ — „Seefahrt“ „Gesang der Geister über den Wassern“ „Mahomed“ u. s. w.

wirkung überseht. Manche der kleineren Thiere und Pflanzen machen auf uns den Eindruck der Schönheit deshalb nicht, weil man ihre Gliederung, ihren organischen Bau nicht mehr unterscheiden kann; wenn sie jedoch dessen ungeachtet ihre organischen Verhältnisse unseren Sinnen erkennen lassen: so erscheinen sie um so schöner. Wie schön, wie niedlich sind die kleinen Moosarten, die Kolibris, die Muscheln, Käfer, u. s. w.! — Die organische Schönheit wird jedoch im bedeutenden Grade durch den Umstand gehoben, daß die Organismen belebt sind. Leben ist „Bewegung aus innerem Grunde.“ Wenn Bewegung überhaupt schon einen erhöhten Reiz der Schönheit mit sich bringt, um wie viel muß dieser Reiz gesteigert werden, wenn der Grund der Bewegungen keineswegs ein äußerer, zufälliger ist, wenn vielmehr die Reihe der gefälligen Bewegungen sich aus sich selbst entwickelt und nichts anderes bezweckt, als ihr Dasein auf eine immer höhere Weise zu bethätigen! Die Organismen bleiben in keinem Augenblicke ihres Daseins an den Zustand gefesselt, in dem sie sich eben befinden, sondern durchlaufen eine continuirliche Reihe von Veränderungen, welche eben das Leben derselben ausmacht, und wenn sie an die sinnliche Oberfläche tritt, den reizenden Eindruck der Schönheit hervorbringt. Nur der Tod ist ruhig und still; das Leben regt sich im beständigen Pulsschlag. Der leblose Stein drückt in monotoner Ruhe auf seine Unterlage; kaum vermag er in Perioden, die nach Jahrzehenden und Jahrhunderten gemessen werden durch den Verwitterungsproceß eine Veränderung seines Gewichtes zu erfahren. In dem Körper der Pflanze circulirt der belebende Saft, finden fortwährend chemische und organische Proceße statt. Sie wächst, treibt, blüht, trägt Früchte, altert und verdorret. Viele dieser Veränderungen treten sogar an den Thg. Die Blume öffnet und schließt ihren Kelch, die Sensitive zieht sich bei der Berührung zusammen, die Sonnenblume kehrt nach der Sonne ihr Antlitz. Allein in der Pflanze ist das Leben mehr auf die innern Vorgänge beschränkt, die sich der sinnlichen Auffassung entziehen; recht eigentlich zu Tage tritt es erst in der Thierwelt. Während nämlich die Pflanze noch an den Boden gefesselt ist, reißt sich das Thier schon von demselben los, um durch Bewegungen, welche in ihm selbst ihre letzte Ursache haben, sein Leben freier zu bekunden. Die flatternden Schmetterlinge, die lustige Schaar der gefiederten Säger, die leicht beweglichen Fische — wie ergözen sie uns durch die lebensverkündende Freiheit ihrer Bewegungen! — Dazu kommt noch ein zweites Moment, durch welches sich das organische Leben nicht bloß dem Auge, sondern auch dem Ohre ankündigt — nämlich die Lauterregung. Da das Leben in dem Wechsel der Momente, aus denen es sich continuirlich aufbaut, an die Zeitform geknüpft ist: so ist der Schall sein eigentlicher Ausdruck. Die Bewegungen des Lebens werden Anlässe zu Vibrationen, welche durch ein Schallmittel zu unserem Ohre fortgeleitet, als mannigfach determinirter Klang und Ton an dasselbe anschlagen. Das Leben schallt auf die mannigfaltigste Weise. Von dem Ragen des Holzfäfers und dem Zirpen der Grille bis hinauf zu den seelenvollen Tönen der Nachtigall und dem bedeutungsvollen Laut der menschlichen Stimme vereinigt sich alles in der Natur zu einem großen Concerte, zu einem „hohen Liede der Schöpfung.“ Vor allem sind es aber wieder die lebendigen Bewohner der Lüfte, die Vögel, welche durch die vollen, lebhaften und melodischen Laute ihrer kleinen Kehle uns ansprechen, und gleichsam dazu aufgestellt zu sein scheinen, um in Tönen die Schöpfung und den Schöpfer zu verherrlichen. Sie sind die wahren Repräsentanten des Naturlebens. Ungebunden, wie keine anderen Thiere, frei, wie das Element das sie trägt, in voller Sorglosigkeit nur der Gesangeskunst nachgehend, im aufwärts gerichteten Fluge über alles Irdische sich erhebend, sind sie dem Menschen die herrlichsten Symbole seiner heiligsten Ideen, der wahre Ausdruck des seiner selbst sich erfreuenden Daseins.

Auf der höchsten Stufe offenbart sich das Leben unter dem Merkmal der Beseelung, wo es nicht bloß da ist, sondern von sich selbst und seinen Veränderungen auch weiß. In den beseelten Individuum reflectirt sich auf ungleich vollkommenerer Weise die umgebende Welt, zu welcher es in allseitig geistigem Verbande, in innigster Wechselwirkung steht. Es lebt nicht bloß — es freut sich auch seines Daseins nach allen seinen Richtungen; es lebt, um zu leben und das Leben auf seine Weise zu genießen. Dadurch löst es sich von seiner Umgebung, von der es sich selbst unterscheidet, im strengsten Sinne los und erhebt sich auf die höchste Stufe der Individualität. Diese Stufe finden wir in ihrer reinen Vollendung nur beim Menschen. Er allein erhebt sich nicht bloß äußerlich, wie der Vogel sondern auch innerlich und geistig über seine Umgebung, indem er sich nicht bloß als Parasiten der Scholle, sondern auch als Bürger des Weltganzen fühlt. Unabhängig von den Einflüssen seiner Geburtsstätte und unbehindert durch den Lauf der Breitengrade erkennt er die ganze Erde für seine Heimat — ja er flüchtet sich sogar von der partikulären Beschränktheit seines zeitlichen Daseins in seine zweite höhere Heimat, in das ewige Reich der Ideen, in den schönen Himmel der Ideale.

In dem beseelten Leben, wie es sich in der vollkommenen Freiheit der Bewegungen, in der durchgeleiteten Physiognomie, in dem seelenvollen Spiel des Auges, vor allem aber in der willenskräftigen That und in dem thatkräftigen Charakter ankündigt — finden wir den höchsten Ausdruck individueller Schönheit. Die That gehört

der Geschichte, der Charakter der Moral; beide berühren sich in diesem Punkte mit der Ästhetik. — Die griechische Nation, welche in der Verklärung der Sinnlichkeit zur Schönheit als ein unerreichtes Vorbild der Nachahmung dasteht, hat sich in ihrem reinen Schönheitsinn dieser höchsten Scheinheitsform so sehr zugewandt, daß sie an der leblosen und entseelten Natur als solcher unmöglich ein Wohlgefallen mehr finden konnte. Da blieb nichts anderes übrig, als der urorganischen und seelenlosen Natur Leben und Beseelung zu leihen. Es ist bekannt, in wie umfassender Weise dieß geschah. Die dichtende Phantasie unternahm es, zu vollbringen, was die Natur noch unausgeführt ließ, und

Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfunden wird, empfand. (Schiller.)

Hoch auf dem Berge wacht die Nyctea, im Innern des Baumes lebt die Dryas, die mit ihm stirbt, wenn die feindliche Art sich ihm mörderisch naht, und freundliche Nymphen, Najaden und Nereiden bevölkern das Reich der Gewässer. — Und sind wir selbst nicht etwa auch noch zum Theile Hellenen? Sehen wir in der geöffneten Felsenpalte des metallreichen Schachtes nicht den „Berggeist“, in der feuchten Tiefe des lodenden Wassers nicht den „Wassermann“? Ist der Mond mit seinem gemüthreichen Antlitz nie unser Vertraute gewesen? träumt die Jungfrau nicht „Seelen“ in die Blumen, die sie gepflückt? . . . Unmöglich können wir auf die herrlichen Erscheinungen des beseelten Lebens vergessen, wenn wir auch im Bereiche des Seelenlosen wandeln. Bringen wir doch unsere Sympathien selbst der fühllosen Natur entgegen und sind nicht sparsam, ihre unpersönlichen Gebilde zu personificiren. So übertragen wir unsere Stimmungen und Gefühle, Affecte und Leidenschaften auf die entseelte Natur — hören in der Stimme des Donners den grollenden Himmel, sehen in dem vom Sturme geschüttelten Haupte der Eiche die Verneinung der Nachgiebigkeit und Schwäche, in der sanften Bewegung der Blumenkelche das Rosen schmeichelnder Beste. Hier ist der menschlichen Phantasie ein weites Gebieth geöffnet, ein Gebieth, auf welchem der wahre Dichter stets Führer und Wegweiser sein wird. —

7.

Wie der Wahrheit die Lüge, der Tugend das Laster — so steht dem Schönen das Häßliche gegenüber. Was ist häßlich? — Häßlich nennen wir alles, worin die constituirten Merkmale der Schönheit in ihr Gegentheil verkehrt sind. Schönheit war Übereinstimmung entgegengesetzter Bestimmungen, Häßlichkeit ist Streit, der nicht ausgehört werden kann — Schönheit war Angemessenheit an die Idee, die aus irgend einem Gegenstande hervorleuchtet, Häßlichkeit ist Verzerrung der Idee, die der auffassende Geist in irgend einem Objecte sucht, aber nicht findet. Das Schöne zieht Auge und Ohr an, indem die maßvollen Verhältnisse, die in ihm gelegen sind, befriedigend in den Verlauf unserer Vorstellungen eingreifen, unser Bewußtsein mit stiller Freude, mit heiligem Frieden erfüllen. Das Häßliche beleidigt Auge und Ohr, indem die Zerrissenheit seines Inhaltes, das Unvollendete und Zerklüftete seiner Formen auch in unser Gemüth Unfrieden und Zerrissenheit hineinrägt. Am auffallendsten zeigt sich dieß wieder bei den Tönen. Wenn ein musikalisches Meistersstück so vorgetragen wird, daß der ihm eigenthümliche Rhythmus nicht eingehalten erscheint, daß einzelne Töne und Takte herausfallen oder durch unrichtige ersetzt werden: so macht das Anhören eines solchen Musikstückes auf uns einen desto unliebsamern Eindruck, je deutlicher und lebendiger uns aus demselben das Zerbild der ursprünglichen Schönheit herauslingt. Wir kennen vielleicht bereits⁶ dieß Tonstück, oder wenn wir es auch nicht kennen, so suchen wir darin doch gewiß „musikalische Grundgedanken“ d. h. übereinstimmend wider lehrende, wenn auch mannigfaltig modificirte Tonfolgen zu finden; allein kaum glauben wir diese Gedanken in einzelnen Anklängen gefunden zu haben, so werden sie uns durch die abweichend gegriffenen Töne wiederum entrisen, wir stehen da enttäuscht, unbefriedigt. Das gleiche begegnet uns, wenn wir dem Klavierspiel einer Person zuhören, die zum erstenmale in ihrem Leben sich an diesem Instrumente versucht; vergebens strengen wir uns an, in dem Chaos der Töne den leitenden Gedanken, in der Menge der Gegensätze den Einheitspunkt herauszufinden. Das Häßliche ist formlos, ungestaltet, kein Ausdruck einer Idee — oder wenn auch die Formung und Gestaltung beginnt, so erscheint sie doch unvollendet in sich. Eine halb fertige Statue, deren Formen durch die ersten Meißelschläge erst angedeutet, keineswegs aber ausgeführt sind, ein Gemälde mit störenden Farbenverhältnissen, ein Gedicht ohne leitenden Gedanken sind häßlich. Jeder wird sagen: So etwas soll nicht sein! Wenn die Kunst dessen ungeachtet das Häßliche bisweilen darstellt, so geschieht es nicht zu dem Zwecke, um es uns als eine Wirkliches und mit Zug und Recht Bestehendes allen Ernstes vorzuführen, sondern nur um es als ein Nichtiges, Eines, Leeres unserem Gelächter preiszugeben und sein Dasein auf diese Art zu zerstören. Dadurch wird das Häßliche zum Komischen. Das Komische bläht sich in seiner ursprünglichen Häßlichkeit auf, aber nur um dadurch wie eine Seifenblase zu zerplagen und durch die Aufhebung seiner scheinbaren Existenz unsere ästhetischen Erwartungen zu versöhnen. —

So wie die Organisation und das Leben im allgemeinen schön — so ist die Desorganisation und der Tod häßlich; nicht etwa in dem Sinne, daß jedes Unorganische und Todte schon deshalb auch häßlich sein müßte, sondern nur in jenen Fällen, wo uns anstatt der organischen Einheit, die wir erwarten, die unorganische Destruction anstatt des frischen Pulseschlags des Lebens, den wir zu hören glauben, die Erstarrung des Todes entgegentritt. Auch die unorganische Natur besitzt ihre eigenthümliche Schönheit; nur die Aufhebung der Organisation dort, wo sie bereits ihre Keime angelegt hat und der Rückfall aus der organischen Gestaltung in die bloß mechanische Aggregation kann den widrigen Eindruck der Häßlichkeit hervorbringen. Ein in seinem Wachsthum verkümmertes und deshalb absterbender Baum ist ursprünglich häßlich, erst durch Übertragung poetischer Gedanken kann er schön werden. Eine Stätte, auf welcher Organismen verweisen, ist ein auch ästhetisch höchst widriger Gegenstand, abgesehen von dem Unangenehmen, das der Verwesungsproceß unseren niedern Sinnen bereitet. Eine welcke Blume, ein todtter Vogel — welch trauriger Anblick! Am gräßlichsten wird die Wirkung des Todtes dort, wo es in seiner starren Bewegungslosigkeit die Regungen des Lebens annimmt, und uns dadurch zwingt, es in seinem Gegensatz zum Leben, d. h. in seiner eigenen Häßlichkeit und Nichtigkeit zu denken. Der todtte Leichnam in seiner stillen Ruhe und Zurückgezogenheit von den Regungen des Lebens kann einen wehmüthigen, niemals jedoch häßlichen Eindruck hervorbringen. Der Todte hat ausgelebt, seine Lebensaufgabe ist erfüllt, er ist der allgemeinen Nothwendigkeit erlegen. Allein wenn der todtte Leichnam, anstatt in seiner heiligen Ruhe zu verharren, von den Zustungen des Lebens aufs neue ergriffen erscheint, wenn die todtten Züge sich anfangen zu beleben, und der Todte von seiner Ruhe aufgeschreckt Versuche zu machen scheint, in den Kreis der Lebendigen zurückzukehren: so vermag dieß nicht anders, als einen gespenstigen Eindruck auf uns zu machen, denn hier erscheint der Tod nicht als das, was er ist und bleiben soll, als Rückkehr zur absoluten Ruhe — sondern als etwas, was er nicht ist und nicht werden kann; als etwas, dessen furchtbare Verneinung er ist. Seine Anstrengungen zur Rückkehr in das Leben können demnach nur grauenhaft, nur häßlich sein. Gegen seine eigene Idee als Vollendung des Lebens gehalten, ist der Tod nichts weniger, als häßlich — gegen die Idee des Lebens, als dessen schroffe Verneinung er erscheint, ist der Tod eine der häßlichsten Erscheinungen, weil es nicht so leicht einen schneidenderen Contrast gibt, als zwischen dem bunten, wechsevollen Treiben des Lebens und der tiefen, trostlosen Ruhe des Todes. Diese Häßlichkeit ist aber nur ein specieller Fall eines allgemeinen Gesetzes. So wie der Tod gegen das Leben, so erscheint jeder niedrigere Typus gegen einen höher'n gehalten als etwas Unvollendetes, Verfehltes, Häßliches. Die Gledermaus gegen einen Vogel, das Kameel gegen ein Pferd, der Affe gegen den Menschen sind nichts, als häßliche Zerrbilder, abscheuliche Fragen. Freilich ist der Rechtsgrund zu einer solchen Vergleichung eines Naturwesens mit einem ihm fremdartigen Typus nicht abzusehen, und wenn diese Vergleichung zu einer reichlichen Quelle von Naturhäßlichkeit geworden ist, so kann man nur sagen, daß wir diese Häßlichkeit in die Natur hineinbringen, keineswegs aber dieselbe in ihr vorfinden. Denn das Schöne ist zwar ein Schein, allein ein objectiver Schein, der aus dem Gegenstande in den Beobachter, nicht aber umgekehrt leuchtet. Demgemäß sollte man ein jedes Naturwesen nur mit derjenigen Idee vergleichen, die in seiner natürlichen Constitution liegt und jedem unbeeinträchtigten Beobachter aus derselben herausleuchtet; man sollte jedes mit seinem Maßstabe messen und würde dann finden daß jedes schön ist „in seiner Art.“ Diese ästhetische Forderung ist jedoch psychologisch nicht so leicht erfüllbar. Umgeben von den edelsten Gebilden der Organisation und von den schönsten Äußerungen des Lebens, können wir nicht umhin, die höheren Maßstäbe der Schönheit selbst an solche Objecte anzulegen, welche ihrer Natur gemäß dieselben nicht zu ertragen vermögen, und fühlen uns deshalb in unseren Erwartungen getäuscht. Eine Kröte, eine Maus, eine Spinne — wie häßlich! rufen wir aus; wie schön! würden wir ausrufen, wenn wir gegen diese Organismen gerecht sein wollten, wenn wir sie nicht mit höheren Gebilden vergleichen, unsere subjectiven Antipathien nicht in unser ästhetisches Urtheil einfließen lassen wollten. Die Kaltblütigkeit der Kröte erregt unser Grausen, wenn wir an das warme Anfühlen der Säugethiere denken, und ihre Vorliebe für nütze, schmutzige Lachen kann ihr unsere Sympathien durchaus nicht gewinnen. Allein ist die Kröte deshalb schon häßlich? würden wir ihren Organismus, wenn sie naturgetreu aus Eisen gegossen als Priesbeschwerer vor uns läge, nicht schön finden? Ist die Spinne deshalb ein häßliches Thier, weil einzelne Arten derselben giftig sind? Dann müßten auch die offenbar schönen Giftpflanzen häßlich sein. — So entfällt ein geräumter Theil der Häßlichkeit, die man gewöhnlich in der Natur finden zu müssen geglaubt hat. Eigentliche objective Häßlichkeit ist in der Natur verhältnißmäßig nur selten anzutreffen, sie entsteht in den meisten Fällen dort, wo sich die einzelnen Naturgebilde durch ihre Bedrängtheit im Raume an vollständiger Ausbildung gegenseitig hindern und einander gleichsam im Wege stehen, oder wo ungünstige Bedingungen die vollendete Gestaltung des Naturwesens unmöglich machen. Ein solches Naturwesen kann dann unmöglich als ein würdiger Repräsentant der allgemeinen Idee, d. h. als schön angesehen werden, es bleibt hinter seinem Ideale zurück, es wird häßlich. So z. B. eine Allee von Bäumen, die so dicht angelegt ist, daß sich die Bäume gegenseitig an der Entwicklung hindern, oder ein Blumenbeet, dessen einzelne Pflanzen von Unkraut überwuchert werden.

Wenn also die Häßlichkeit unter den Schöpfungen der Natur nur selten anzutreffen ist, so ist sie dafür eine desto gewöhnlichere Erscheinung auf dem Gebiete der Kunst. Denn die Freiheit, mit welcher der Künstler an die Verwirklichung seiner Ideale hinangeht, ist nicht, wie bei der Natur durch die Nothwendigkeit begrenzt, es ist vielmehr hier den mannigfaltigsten Ausschreitungen der gestaltenden Freiheit, der Incorrektheit, Amorphie, Asymmetrie, Deffiguration u. s. w. Thür und Thor geöffnet. Während auf dem Gebiete der Natur die Erscheinung mit ihrer Idee jederzeit mehr oder weniger im Einklange ist, reißen sich beide auf dem Gebiete der Kunst von einander los, um sich nur in den höchsten, genialsten Gestaltungen derselben aufs innigste zu vereinigen. Wir sehen hier auf einer Seite das rein empirische „Sein“, auf der andern das rein ideale „Sollen“, welches sich dem Sein insofern als ein Höheres entgegenstellt, als es das durch keinerlei Einwendungen zurückzuweisende Postulat eines bestimmten Seins in sich enthält. Die Forderungen des ästhetischen Sollens, deren überirdische Heimath die Welt der Ideen ist, stehen fest und erheben sich über das Reich der flüchtigen Erscheinungen, das der in Raum und Zeit beschränkte Blick des bloß sinnlichen Bewußtseins nicht selten als das einzig Seiende, als das Höchste anzuerkennen geneigt ist. Denn die Forderungen des Sollens dauern in der Arbeit ebenso, wie in der Erbit gleichmäßig fort, unbefümmert darum, ob sich die Wirklichkeit nach ihnen richtet, oder nicht. Befinden wir uns als Zuschauer einem Kunstwerke gegenüber, so werden wir im ersten Momente von demselben ergriffen und sind in reiner Passivität der Einwirkung desselben hingegeben; allein bald raffen wir uns von dieser Passivität auf, indem wir der empirischen Wirklichkeit desselben diejenigen idealen Normen entgegensetzen, durch welche als appercipirende Vorstellungen hindurch wir das Kunstwerk jetzt anschauen. Wir fühlen uns bei der Betrachtung desselben eben so frei, wie der Künstler, an dessen Stelle wir uns hiemit versetzen, beim Schaffen desselben; in dem Bewußtsein dieser Freiheit suchen wir an dem Kunstwerke nach verschiedenen Seiten hin zu rücken und zu rütteln, und untersuchen, „ob der Gegenstand dabei gewinnt oder verliert. Der klassische Gegenstand würde verlieren“ *) der unklassische gewinnen. Jener muß bleiben, wie er ist, dieser soll eine Änderung sich gefallen lassen; der erstere wird unbedingt vorgezogen, der letztere (entweder ganz oder in den nicht entsprechenden Partien) unbedingt verworfen. So üben wir eine Kritik aus, der sich kein Kunstwerk entziehen kann, und aus welcher der klassische, d. h. ästhetisch vollendete Gegenstand siegreich hervorgeht, indem er den Forderungen unseres Sollens durch die Bestimmungen seines Seins antwortet. Diese Übereinstimmung zwischen dem, was da ist, im Vergleiche mit dem, was da sein soll, ist die Quelle jener Befriedigungen, welche der letzte Erklärungsgrund eines jeden ästhetischen Genusses sind; es sind dieß Anklänge jener Harmonie, welche zwischen der Welt des Sinnlichen und der Gedankenwelt, zwischen der Idee und Wirklichkeit, zwischen dem Subjectiven und Objectiven sich hinzieht.

Gustav Adolph Lindner.

*) Herbart: Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie § 88.

Schul-Nachrichten.

Lehrkörper.

Lehrer.	Lehrgegenstand	Classe	Wöchentl. Stunden-Zahl
1. Ehrenbert Fettingler, Direktor, aus dem Benediktinerstifte Admont.	Latein	I.	8
2. Johann Dreschek, weltlich.	Latein Griechisch Deutsch	VI. V. V. VIII.	16
3. Wenzel Marek, weltlich.	Latein Geschichte	II. II. IV. VII.	17
4. Gustav Lindner, weltlich.	Mathematik Physik Philosoph. Propädeutik Deutsch	III. VII. VIII. VIII. VII. VIII. VI.	17
5. Ferdinand Ramer, Weltpriester der Lavanter Diöcese.	Religion Slovenisch	V. VI. VII. VIII. II. III. IV. V.	17
6. Franz Hafner, weltlich.	Geographie und Deutsch Geschichte	I. III. V. VI. VIII.	18
7. Emerich Rudolf Größmann, aus dem Prämonstratenser-Cherherrnstifte Tepl in Böhmen.	Latein Griechisch	VII. VIII. VII.	14
8. Josef Ginner, weltlich.	Latein Griechisch	III. III. VIII.	16
9. Dr. Hubert Leitgeb, weltlich.	Mathematik Naturgeschichte Physik	I. IV. I. II. III. V. VI. III. IV.	19
10. Anton Husčik, weltlich.	Latein Griechisch	IV. IV. VI.	15
11. Josef Ulaga, Doktor der Theologie, Weltpriester der Lavanter-Diöcese.	Religion Slovenisch	I. II. III. IV. I. VI. VII. VIII.	16
12. Dr. Karl Ahn, weltlich.	Latein Deutsch	V. III. IV. VII.	15
13. Michael Kellner, weltlich.	Mathematik Physik Deutsch	II. V. VI. VII. II.	16

Nebenlehrer.

14. Josef Zangger, Lehrer an der Unterrealschule.	Für Gesang	3
15. Eulogius Dirmhirn, Lehrer an der Unterrealschule.	Für Kalligraphie und Zeichnen	5

Veränderungen im Lehrkörper.

Mit hohem Erlasse des Unterrichts-Ministeriums vom 23. Juli 1857 Z. 11455 wurde der hierortige Supplent Anton Hluscik zum wirklichen Gymnasiallehrer ernannt.

Der Gymnasiallehrer, Weltpriester Johann Scholar, wurde mit hohem Ministerialerlasse vom 22. September 1857, Z. 15721, an das Gymnasium zu Görz befördert, und an dessen Stelle der Lehramtskandidat, Dr. Karl Ahn durch denselben hohen Ministerial-Erlass zum Supplenten ernannt.

Durch Verordnung der hochlöblichen k. k. Statthalterei vom 8. Oktober 1857, Z. 16547, tritt der Supplent des Marburger Gymnasiums, Michael Kellner, in gleicher Eigenschaft an das hierortige Gymnasium in Verwendung.

Der Weltpriester der Lavanter-Diözese, Dr. Josef Ullaga, wurde mit Erlasse des hohen Unterrichtsministeriums vom 3. November 1857 Z. 18860 zum wirklichen Religionslehrer ernannt.

Mit hohem Unterrichts-Ministerial-Erlasse vom 2. Dezember 1857, Z. 20644, wurde der Supplent, Dr. Karl Ahn, und mit hohem Unterrichts-Ministerial Erlasse v. 31. Dezember 1857, Z. 21705 der Supplent, Michael Kellner als wirkliche Lehrer am Gymnasium Cilli angestellt. —

Lektionsplan für die einzelnen Klassen.

Prima.

Ordinarius: Der Direktor.

Religionslehre: 2 Stunden. — Der ganze christl. katechismus, nach dem in Regensburg (1855) herausgegebenen und vom hochwürdigen Episcopate empfohlenen Lehrbuche.

Lehrer: Dr. Jos. Ulaga.

Latein: 8 Stunden. — Die ganze regelmäßige Formenlehre nach Dünneber. Memoriren der Vokabeln. Übungen im beiderseitigen Übersetzen. — Jede Woche eine Schul-, alle 14 Tage eine Hausaufgabe.

Lehrer: der Direktor.

Deutsch: 3 Stunden. — Die Lehre vom einfachen und erweiterten Satze nach Wurst. Orthographische Übungen. Memoriren und Wiedererzählen des Gelesenen, nach Mozart, 1. Band. Schul- und Hausaufgaben dem O. E. gemäß.

Lehrer: Franz Hafner.

Slovenisch: 2 Stunden. — Die ganze Formenlehre nach Janežič slovenischer Grammatik. Vom Zeitworte nur das Einfachste. Lektüre nach dem „Slovensko berilo“ für die 1. Gymnasial-Classe. Praktische Übungen der Formenlehre in Bildung von Sätzen und 1 schriftliche Schulaufgabe für jeden Monat.

Lehrer: Dr. Jos. Ulaga.

Geographie: 3 Stunden. — Anfangsgründe der mathematischen, physischen und politischen Geographie nach Bellingger's Leitfaden mit Hilfe der Wandkarten von E. Sydow.

Lehrer: Franz Hafner.

Mathematik: 3 Stunden. — Arithmetik, die 4 Grundoperationen in ganzen & gebrochenen Zahlen. Theilbarkeit & Dezimalbrüche nach Močnik. Im 1. Semester 1, im 2. Semester 2 Stunden geom. Anschauungslehre; Punkte, Linien, Winkel, Dreiecke & Vierecke.

Lehrer: Dr. Hubert Leitgeb.

Naturgeschichte: 2 Stunden. — 1. Semester Die Säugethiere. 2. Semester Niedere Thiere mit besonderer Berücksichtigung der Insecten.

Lehrer: Dr. Hubert Leitgeb.

Secunda.

Ordinarius: Wenzel Marek.

Religionslehre: 2 Stunden. Epturgik nach dem von P. Jos. Sohamm im Manuscript hinterlassenen und von Dr. J. Fronel bearbeiteten Lehrbuche (Prag 1857.)

Lehrer: Dr. Jos. Ulaga.

Latein: 8 Stunden. — Unregelmäßige Formenlehre. Die wichtigsten syntaktischen Grundsätze *Accusativus cum Infinitivo*, die Participialkonstruction nach der kleinen lateinischen Sprachlehre v. Ferd. Schulz, damit in steter Verbindung Übersetzungsübungen aus dem Lesebuche des M. Schinnagel. Memoriren der Vokabeln. Jede Woche ein Pensum.

Lehrer: Wenzel Marek.

- Deutsch:** 3 Stunden. — Grammatik nach Wurst; Satzverbindungen, Verkürzungen, Periodenbau, Formenlehre der Nomen. Orthographische Übungen. Lesen, Sprechen, Vortragen. Mozarts 2. Band. Jeden Monat zwei Haus- und eine Schulaufgabe. Lehrer: Michael Kellner.
- Slovenisch:** 2 Stunden. — Lectüre nach „Slovensko berilo za 2. gimnazialni razred“ mit grammatischer Erklärung nach Murko. Monatlich eine schriftliche Arbeit. Lehrer: Ferd. Ramor.
- Mathematik:** 3 Stunden. — 1. Arithmetik. Verhältnisse und Proportionen, Regel de tri, Prozentenrechnung, wäl'sche Praktik, Maß- und Gewichtskunde, das Geld- und Münzweien. Nach Močnik. 2. Geometrische Anschauungslehre: Vierecke, Vielecke, ihre Haupteigenschaften, Flächeninhaltsbestimmung derselben, pythagoräischer Lehrsatz. Verwandlung und Theilung geradliniger Figuren. Lehrer: M. Kellner.
- Geschichte:** 3 Stunden. — Das Alterthum bis zum Untergange des weströmischen Reiches mit der bezüglichen Geografie nach Welser. Lehrer: W. Marek.
- Naturgeschichte:** 2 Stunden. — 1. Semester Vögel, Amphibien, Fische. 2. Semester Botanik nach Vosorny. Lehrer: Dr. Hubert Leitgeb.
-

Tertia.

Ordinarius: Josef Ginner.

- Religionslehre:** 2 Stunden. — Biblische Geschichte des N. B. von Schumacher. Lehrer: Dr. Jos. Ušaga.
- Latin:** 6 Stunden. — Casuslehre sammt dem Anhange über den eigenthümlichen Gebrauch der Adjectiva und Pronomina nach Dr. Ferd. Schults. Lectüre aus Hoffmanns *Historiæ antiquæ* lib. I, cap. 1 — 13. lib. II, cap. 1 — 26, lib. III, cap. 1 — 20, lib. IV, 1 — 25, Præparation. Grammatisch stilistische Übungen nach Süßle's 1. Theil I. Abtheilung Nro. 1—36, 68, 78. II. Abtheilung 101—118, 122—125, 131—132, 136—140. Monatlich 6 Aufgaben. Lehrer: Josef Ginner.
- Griechisch:** 5 Stunden. — Die regelmäßige Formenlehre bis zu den Verbis auf $\mu\alpha$. nach Curtius. Uebersetzungsübungen nach Schenk Nro. 1 — 74. Præparation. Im 2. Semester alle 14 Tage 1 Pensum. Lehrer: Josef Ginner.
- Deutsch:** 3 Stunden. — Lectüre nach Mozarts Lesebuch 3. Band sachliche und sprachliche Erklärungen & Erörterungen, Übungen im Vortrag poetischer Stücke, monatlich 2 schriftliche Arbeiten. Lehrer: Dr. Carl Ugn.
- Slovenisch:** 2 Stunden. — Lectüre nach „Slovensko berilo za 3. gimnazialni razred.“ Grammatik nach Murko die regelmäßige Formenlehre. Monatlich eine schriftliche Arbeit. Lehrer: Ferd. Ramor.
- Geschichte:** 3 Stunden. — Mittlere und neuere Geschichte bis zum Ausbruche des 30jährigen Krieges mit der bezüglichen Geographie, nach Welser. Lehrer: Franz Hafner.
- Mathematik:** 3 Stunden. — Algebra: Die vier Grundoperationen in ganzen und gebrochenen algebraischen Ausdrücken. Potenzen und Wurzeln. Combinationslehre. Geometrie: Ähnlichkeit der Dreiecke und die Kreislehre nach der stigmographischen Methode. Lehrer: Gustav Lindner.
- Naturwissenschaften:** 2 Stunden. — 1. Semester. Mineralogische Anschauungslehre nach Stöcker. 2. Sem. Allgemeine Eigenschaften der Körper. Grundstoffe, und Wärme. Lehrer: Dr. Hubert Leitgeb.
-

Quarta.

Ordinarius: Anton Hluščič.

Religionslehre: 2 Stunden. — Biblische Geschichte des N. B. von Schumacher.

Lehrer: Dr. Josef Ullaga.

Latein: 6 Stunden. — Zwei Stunden Syntax: Tempus- und Moduslehre; Prosodie und Metrik nach der kleinen Schulgrammatik von Dr. Ferd. Schulz. — Eine Stunde Übersetzen aus dem Deutschen ins Latein nach Süßes lateinischen Stilübungen Th. I. Abth. 2 „Rection der Casus“ dreißig Nummern. — Lektüre drei Stunden: C. J. Caesar: bell: gall. lib. I. IV. c. 1 — 38., V. c. 1. — 22., VI. c. 9 — 28. Liber II. als cursorische Lektüre im zweiten Semester nach der Ausgabe von Hoffmann Ovid. Naso: Metam. I, 89 — 162. — Fast. II, 83 — 118. — Jede Woche eine Hausaufgabe über die „Rection des Verbum“ nach Süßes Th. I. Abth. 2. — Alle 14 Tage eine Schulaufgabe.

Lehrer: Anton Hluščič.

Griechisch: 4 Stunden: — Verba auf $\mu\alpha$ und die unregelmäßigen Verba; Vorbildung; die wichtigsten Punkte der Casus- und Moduslehre nach der Grammatik von Curtius. Dazu die entsprechenden Übungsstücke nach Schenk's Elementarbuch No. 75 — 100. — Fabeln, kleinere Erzählungen 1 — 40. und größere Lesestücke. — Memoriren von Vocabeln. Präparation. — Alle 8 Tage eine Hausaufgabe nach Schenk. In jedem Monate eine Schulaufgabe. —

Lehrer: Anton Hluščič.

Deutsch: 3 Stunden, — Lektüre nach Mozarts Lesebuch 4. Band; sachliche und sprachliche Erklärung des Gelesenen, Übungen im Vortrage poetischer und prosaischer Stücke; Theorie der deutschen Versteher- & praktische Übungen des Merkurs; Übungen im Geschäftsstyl. Monatlich 2 Aufgaben.

Lehrer: Dr. Carl Ahn.

Geschichte: 3 Stunden. — Geografie des österreichischen Kaiserstaates und neuere Geschichte vom westphälischen Frieden bis 1815.

Lehrer: Wenzel Marek.

Mathematik: 3 Stunden. — Stereometrie; Verhältnisse & Proportionen. Gesellschafts- — Zinses — Termin & Allegationsrechnungen. Gleichungen des ersten Grades. Nach Moënik.

Lehrer: Dr. Hubert Leitgeb.

Physik: 3 Stunden, — Gleichgewicht & Bewegung — Magnetismus — Electricität. Die wichtigsten Sätze der Optik. Nach Kunzek.

Lehrer: Dr. Hubert Leitgeb.

Slovenisch: 2 Stunden — Lektüre nach „Slovensko berilo“ za 4. gimnazialni razred. Grammatik nach Murko. Monatlich eine schriftliche Arbeit.

Lehrer: Ferdinand Ramor.

Quinta.

Ordinarius: Dr. Carl Ahn.

Religionslehre: 2 Stunden. — Offenbarungsgeschichte. Einleitung in die h. Schrift und Lehre von der Kirche Christi, nach Dr. Konrad Martin.

Lehrer: Ferdinand Ramor.

- Latein:** 6 Stunden. — **T. Livii** ab urbe condita lib. **I. & XXI. P. Ovidii** *Metamorphos.* lib. **I. v. 89 — 162; lib. VIII v. 183 — 235; 611 — 724; lib. II 1 — 213**, letzteres cursorisch mit den entsprechenden Einleitungen und sachlichen & sprachlichen Erklärungen, Erklärung des Hexameters und Einübung der lateinischen Quantitätslehre. Grammatische und sachliche Erklärung des Auctors; wöchentlich 1 Stunde stilistische Übungen nach Züßle. Monatlich 2 Schul- und 2 Hausaufgaben. Lehrer: Dr. Carl Ahn.
- Griechisch:** 5 Stunden. — **Xenophon.** *Cyropædie* nach Schenkels *Chrestomathie* Nr. 1, 4, 8, 9, 10, 11, 12, 13 und 14; **Homer.** *Ilias* (nach Hoehegger). Gesang I und II mit beständiger Rücksicht auf die Abweichung des epiischen Dialekts vom attischen. Improvisirte Lectüre aus **Xenophon** und **Homer.** Wiederholender und erweiternder Unterricht nach Curtius. Präparation, Memoriren der Vocabeln. Alle 14 Tage eine Haus- oder Schulaufgabe. Lehrer: Johann Dreschek.
- Deutsch:** 2 Stunden. — Lectüre nach Mozarts Lesebuch 1. Band; sachliche, sprachliche und ästhetische Erklärung des Gelesenen, sowie Übungen im Vortrage, Monatlich 2 Aufgaben. Lehrer: Johann Dreschek.
- Slovenisch:** 2 Stunden. — Lectüre nach „*Slovensko berilo*“ za 5. gimnazialni razred mit grammatischen und sachlichen Erklärungen. Grammatik nach Jančič. Monatlich eine schriftliche Arbeit. Lehrer: Ferd. Ramor.
- Geschichte:** 3 Stunden. — Das Alterthum bis zu den Zeiten der **Gracchen.** Geographie von Griechenland und Italien nach W. Püß 1. Theil. Lehrer: Franz Hafner.
- Mathematik:** 4. Stunden. — 2 St. Algebra: Zahlensystem, Grundoperationen, Folgesetzen der Division. Theilbarkeit der Zahlen. Die Lehre von den gemeinen Brüchen, und Dezimal- Kettenbrüchen, Verhältnissen und Proportionen. 2 St. Geometrie: Längmetrie und Planimetrie. (Nach Moënik's Lehrbüchern. Lehrer: M. Kellner.
- Naturgeschichte:** 2 Stunden. — Mineralogie nach Jellöfer. Botanik nach Will. Lehrer: Dr. Hubert Leitgeb.

Sexta.

Ordinarius: Johann Dreschek.

- Religionslehre:** 2. Stunden. — Die katholische Glaubenslehre, nach Dr. Konrad Martin. Lehrer: Ferd. Ramor.
- Latein.** 6 Stunden. — **C. Sallustii** *Jugurtha*, *Cæsar's bellum civile* lib. **I.**, **Cicero's oratio I.** in *Catilinam*, **Vergilii** *Mar.* *ecloga I. & V.*, *Aeneidos* lib. **I.** Mit sachlichen und sprachlichen Erklärungen. Improvisirte Lectüre aus **Sallust** und **Cæsar.** Präparation auf die Lectüre. 1 Stunde grammatisch-stilistische Übungen nach Züßle. Alle 14 Tage eine Haus- oder Schulaufgabe. Lehrer: Johann Dreschek.
- Griechisch:** 5 Stunden. — Im 1. Semester: **Homer.** *Ilias* (ed. Hoehegger) **II, IV.** — Im 2. Semester: **Herodot.** lib. **VI. c. 1 — 82.** (ed. Wilhelm) monatlich durch zwei Stunden von **Homer.** *Ilias VI.* unterbrochen. Daneben in beiden Semestern wöchentlich eine Stunde Lectüre des **Xenophon** nach Schenkels *Chrestomathie* als Wiederholung auserer Formenlehre und Syntax, und zwar: **Cyrop. VIII, 7. Anab. IV, 1 — 3. — Memorab.** „Verteidigung des Sokrates“ und „Herakles am Scheidewege.“ — Präparation und Memoriren. — Regelmäßige Correctur der Aufgaben. — In jedem Monate 2 Haus- und 1. Schulaufgabe. Lehrer: Anton Hluščik.

- Deutsch:** 3 Stunden. — Lektüre nach Mozart, Lesebuch 1. Band sammt den nöthigen sprachlichen, ästhetischen und literarhistorischen Bemerkungen und Übungen im Vortrage. Alle 14 Tage ein Pensum.
Lehrer: Gustav Lindner.
- Slovenisch:** 2 Stunden. — Die ganze Formenlehre, mit Einbezug des Unerlässlichsten aus der Syntax nach der slov. Grammatik von Janežič. Lektüre und Übung im Vortrag leichterer Lesestücke aus dem „Slov. berilo“ für die 6. Klasse. Monatlich 1 schriftliche Schulaufgabe.
Lehrer: Dr. Jos. Ušaga.
- Geschichte:** 3 Stunden. — 1. Semester: Geschichte Rom's von den Gracchen an bis zur Völkerwanderung; — 2. Semester: Mittlere Geschichte bis Gregor VII., nach W. Püß 1. und 2. Band.
Lehrer: Franz Hafner.
- Mathematik:** 3 Stunden. — Algebra: Potenzen, Wurzeln, Logarithmen, bestimmte Gleichungen des ersten Grades mit 1, 2, 3 und mehreren Unbekannten. Geometrie: Stereometrie, Trigonometrie.
Lehrer: M. Kellner.
- Naturgeschichte:** 2 Stunden. — Zoologie nach Schmarda.
Lehrer: Dr. Hubert Leitgeb.

Septima.

Ordinarius: Emer. Rud. Größmann.

- Religionslehre:** 2 Stunden. — Die katholische Sittenlehre nach Dr. Konrad Martin.
Lehrer: Ferd. Ramor.
- Latein:** 5 Stunden. — Ciceronis orat. pro Milone; pro Aulo Lic. Archia poeta; III & IV in Catilinam. Virgillii Mar. Aeneidos lib. II, III, IV nach der Schulausgabe von Hoffmann; 1 Stunde grammatische stilistische Übungen nach Süßle. Alle 14 Tage eine Haus- oder Schulaufgabe.
Lehrer: Emerich Rud. Größmann.
- Griechisch:** 4 Stunden. — Homer. Ilias (nach Hohegger) XVII, XVIII, XIX, XX Gesang. Demosthenes 1. und 2. Rede gegen Philippos. Cursorische Lektüre aus Herodot lib. VII. Wiederholung der Syntax nach Curtius. Präparation. Alle 14 Tage ein Pensum.
Lehrer: Emerich Rud. Größmann.
- Deutsch:** 3 Stunden. — Übersicht der gesammten Literaturgeschichte von Gottsched bis auf die neuere Zeit an der Hand der Lektüre nach Mozart's Lesebuch 2. Band. Grammatische und sachliche Erklärung. Zergliederung einiger poetischer Stücke nach dem darin herrschenden Ideengang. Memorirung einiger Stücke & Übung im Vortrage; monatlich 1 — 2 Aufsätze.
Lehrer: Dr. Carl Ahn.
- Slovenisch:** 2 Stunden. — Formenlehre und Syntax nach Janežič slov. Grammatik. Lektüre aus dem für die 6. Klasse bestimmten Lesebuche. Monatlich 1 schriftliche Schulaufgabe.
Lehrer: Dr. Jos. Ušaga.
- Geschichte:** 3 Stunden. — Geschichte des Mittelalters seit den fränkischen Kaisern bis zum Zeitalter Ludwig XIV., bei forwährender Beachtung des geographischen Schauplatzes.
Lehrer: W. Marek.
- Mathematik:** 3 Stunden. — Algebra: Gleichungen des 2. Grades und Exponentialgleichungen, Reihen, Kombinationslehre und Uebersicht der Uebersatz. Wahrscheinlichkeitsrechnung.
Geometrie: Anwendung der Algebra auf Geometrie. Analytische Geometrie der Geraden und der Kegelschnitte. Nach Močnik.
Lehrer: Gustav Lindner.

- Propädeutik:** 2 Stunden. — Einleitung in das Studium der philosophischen Propädeutik. Begriff die Philosophie und ihr Verhältnis zu den übrigen Wissenschaften. Das Ganze der Logik mit den nöthigen praktischen Übungen. Nach Beck. Lehrer: Gustav Lindner.
- Physik:** 3 Stunden. — Allgemeine Eigenschaften der Körper. Chemische Verbindung. Gleichgewicht und Bewegung. Wellenlehre und Akustik. Mit Zugrundelegung von Dr. Baumgartners Lehrbuche. Lehrer: M. Kellner.
-

Octava.

Ordinarius: Gustav Lindner.

- Religionslehre:** 3 Stunden. — Geschichte der Kirche Christi nach Dr. Josef Fessler. Lehrer: Ferd. Ramor.
- Latein:** 5 Stunden. — Taciti Annal. libr. I & II, Horatii carminum lib. I. 1, 2, 3, 4, 28; libr. II, 1, 6, 13, 14, 18, 20; libr. III. 1, 8, 13, 30; libr. IV. 2, 3; epod. 1, 2, 7; Carmen seculare; Sat. I. 9. Wöchentlich 1 Stunde grammatisch stilistische Übungen. Präparation. Alle 14 Tage eine Haus- oder Schulaufgabe. Lehrer: Emerich Rud. Großmann.
- Griechisch:** 5 Stunden. — Aus Homers Ilias lib. 21, 22, 23. Aus Plato: Apologie. Aus Demosthenes: Rede über die Angelegenheiten im Chersones mit den nöthigen sprachlichen und sachlichen Erläuterungen. Grammatische Übungen. Präparation. Monatlich 3 Aufgaben. Lehrer: Josef Ginner.
- Deutsch.** 3 Stunden. — Lektüre ausgewählter, nach ästhetischen Gesichtspunkten geordneter Lesestücke von Schriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts mit Hervorhebung der logischen und ästhetischen Verhältnisse und gedrängter Übersicht des literarhistorischen. Der Lektüre wurde zu Grunde gelegt. Mozarts Lesebuch f. D. G. 3. Band. Besprechung der Aufgaben. Alle 3 Wochen 1 Pensum, alle 4 Wochen eine Composition. Mündliche Vorträge eigener Ausarbeitungen durch die Schüler. Lehrer: Johann Dreschek.
- Slovenisch:** 2 Stunden. — Die ganze Formenlehre und Syntax nach Janežič slov. Grammatik. Lektüre aus dem für die 6. Classe bestimmten Lesebuche. Vorträge der Lesestücke und eigener Arbeiten. Monatlich 1 schriftliche Aufgabe. Lehrer: Dr. Jos. Uлага.
- Geschichte:** 3 Stunden. — 1. Semester: Neuere Geschichte von Ludwig XIV., bis zum Wiener Congreß nach Püg. — 2. Semester: Entwicklungsgeschichte des österreichischen Kaiserstaates und Statistik desselben nach B. Prafsch. Lehrer: Franz Hafner.
- Mathematik:** 1 Stunde. — Wiederholungen aus der Algebra und Geometrie angeknüpft an Probleme. Lehrer: Gustav Lindner.
- Physik:** 3 Stunden. — Magnetismus und Electricität. Optik. Die Naturvorgänge im Großen. Nach Baumgartner. Lehrer: Gustav Lindner.
- Propädeutik:** 2 Stunden: — Psychologie nach Zimmermann. Lehrer: Gustav Lindner.
-

Außerdem wurde im 2. Semester den gebornen Deutschen in 2 wöchentlichen Stunden besonderer Unterricht im Slovenischen nach der slov. Sprachlehre für Deutsche von Ant. Janežič ertheilt.

Lehrer: Dr. Jos. Uлага.

Freie Lehrfächer.

Kalligraphie: für die Schüler der 1. und einige der 2. Classe in wöchentlichen 2 Stunden.

Lehrer: Eulog Dirmhirn.

Zeichnen: in wöchentlichen 3 Stunden.

Lehrer: Eulog Dirmhirn.

Französische Sprache: im 1. Semester 2, im zweiten 3 Stunden wöchentlich mit 16 Schülern. Muchat's Sprachlehre. Lektüre: Die der Sprachlehre beigelegten Lesestücke.

Lehrer: M. Kellner.

Gesang lehrte für die Schüler der untersten Classen in 3 wöchentlichen Lehrstunden.

Lehrer: Josef Zangger.

Überdies ertheilte den vorgerückteren Schülern in 2 Abtheilungen zu je 2 Stunden wöchentlich den Gesangsunterricht der Stadtpfarrorganist Herr Anton Zinauer.

Themen zu den deutschen Aufsätzen im Obergymnasium.

Quinta.

1. Damon und Pythias.
2. Eroberung der Stadt Babylon unter Darius Hystaspes.
3. Schicksale des Odysseus.
4. Vaterlandsliebe des letzten arbeniensischen Königs Codrus.
5. Zug des Xerxes gegen Griechenland (Historische Skizze.)
6. Opfertod der Brüder Philani.
7. Mein Weihnachtsferienleben.
8. Rom's Gründung.
9. Raub der Sabinerinnen.
10. Kampf der Horatier und Curatier.
11. Eroberung der Stadt Vahii.
12. Coriolan hebt die Belagerung Rom's auf.
13. Meine Osterferien.
14. Schilderung eines Maimorgens.
15. Mein Lieblingsspaziergang.
16. Beschreibung des Giltier — Schloßberges.
17. Sehnsucht nach dem Vaterhause.

} Frei nach Livius.

Sexta.

1. Klopstocks: „Frühlingsfeier“ ist prosaisch wiederzugeben.
2. Die Stimmen der Natur als Ausdruck des Natullebens.

3. Die Entstehung der Orgel; frei nach Herders Legende.
4. Vergleich des menschlichen Lebens mit einer Seefahrt.
5. Wie sollen die Erholungen eines Studierenden geartet sein? (eine Abhandlung in Briefform.)
6. Über die Anlegung von Excerpten als eines Förderungsmittels der Bildung.
7. Beschreibung eines Wintermorgens.
8. Die Größe der Welt. Eine Betrachtung nach Schillers gleichbetitelttem Gedichte.
9. Wie unterscheidet sich im allgemeinen die epische Poesie von der dramatischen?
10. Die Naturbetrachtung als Förderungsmittel religiöser Gefühle. (eine Abhandlung.)
11. Die Opferung der Iphigenie. (Frei nach Euripides.)
12. Die natürliche Lage der Schweiz und ihr Einfluß auf die Beschaffenheit und Geschichte der Einwohner.
13. Die Bescheidenheit eine Tugend des jugendlichen Alters.
14. Der Frühling eine Aufmunterung zur Freude.
15. Gedanken an einer Waldruine.
16. Die Natur nach einem Gewitterregen. (Eine Beschreibung.)
17. Gedanken am Schluß des Schuljahres.

Septima.

1. Übersicht der deutschen Literatur nach ihren Hauptgruppen von Gottsched an (Nach einem Vortrag.)
2. Die „Bremer Beiträge.“ (Eine literarhistorische Skizze.)
3. „Edle Rache;“ frei ausgearbeitete Erzählung nach den in Pfeffels Fabel „Ibrahim“ liegenden Motiven.
4. Empfindungen am Jahreswechsel.
5. Über die gute Action; Excerpt aus Behring's dramaturgischen Briefen.
6. Rede am Grabe eines Mitschülers.
7. Die Vision des Las Casas nach Joh. Jac. Engel aus dem Gedächtnisse wiedergegeben.
8. Cilli; ein geographisch statistischer Versuch.
9. Gedankengang der „Iphigenie;“ von Göthe.
10. Warum ist der Mensch zur Arbeit verpflichtet?
11. Göthe's Biografie; aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben.
12. Nutzen des Studiums der Geschichte einer Literatur; nach einer Besprechung des Gegenstandes.
13. Die Tage Hannibals, nachdem er die Alpen überstiegen hatte, verglichen mit dem Tage des Ferdinand Cortez, nachdem er seine Schiffe verbrannt hatte.
14. Ein Sonntagmorgen im Freien. (Schilderung.)
15. Die beiden Schlegel und die sogenannte romantische Schule. (Eine literarhistorische Skizze.)
16. „Ehrlich währt am längsten“ (Erzählung nach eigener Erfindung, als Schularbeit.)

Octava.

1. Zuruf an die im Herbst vorüberziehenden Störche.
2. Entwicklung des Ideenanges in dem Gedichte. „An mein Vaterland.“ Von J. G. Seidl.
3. Gedanken auf dem Gottesacker am Allerseelen-tage.
„Saat, von Gott gesät, zu reifen
Auf der Garben großen Tag“! Rückert:
4. Angabe der Geschichtsfabel des Trauerspiels: „Der standhafte Prinz.“
Von Pedro Calderon de la Barca.

5. Liebe gegen die Ältern.

**Parentes carissimos habere debemus,
quod ab his vita, patrimonium, civitas
tradita est.**

Cic.

6. Welche Communicationsmittel biethen sich gegenwärtig für den Verkehr der Menschen dar?

7. Charakteristik Alexanders des Großen.

8. Charakteristik Karls des Großen.

9. Inwiefern sind alte Ritterburgen für uns interessant?

10. Vorzüge der Gebirgsgegenden vor denen des flachen Landes.

11. Lob des ruhigen Lebens auf dem Lande.

**Vivere naturæ si convenienter oportet
Ponendæque domo quærenda est area primum:
Novistine locum potiore rure beato?**

Hor.

12. Über das Verhalten der Menschen gegen ihre Wohlthäter.

13. „Ohne Arbeit gibt es kein Glück. (Spruch zur weiteren Erwägung.) Sophokles, Elektra. 945.

14. Über den Einfluß der Einsamkeit auf die Bildung des Geistes und Beredlung des Herzens.

**Solitudine nihil potest esse jucundius, non modo miseris
his temporibus et luctuosis, sed etiam tranquillis et optatis:
præsertim vel animo defatigato, qui quietem quærat ex
occupationibus, vel erudito, qui semper aliquid ex se
promat, quod alios delectet, ipsum laudibus illustret.**

Cic.

15. Worin hat die Anhänglichkeit des Menschen an seine Heimath ihren Grund.

16. Worauf haben wir bei unserem Verkehr mit der Welt zu achten, wenn wir von ihr gern gelitten werden wollen?

17. „In den Ocean schiffte mit tausend Mäusen der Jüngling.

Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.“ (Spruch zur weiteren Erwägung.)

(Schiller.)

Lehrmittel = Sammlung.

a. Die Lehrerbibliothek hat aus den sistemisirten Geldern pr. 50 fl. und den Aufnahmestaren pr. 128 fl. C. M. eine entsprechende Vermehrung erhalten durch nachstehende Werke: F. C. Schloffer's Weltgeschichte, 19. Band. — Theodor Mommsen, römische Geschichte, 2. und 3. Band. — W. F. Warhanek, das Kaiserthum Oesterreich — Dr. A. Petermann, Mittheilungen über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie, Jahrgang 1855, 1856, 1857 und die bisher erschienenen Hefte v. 1858 — Dr. Fried. Theod. Vischer, Aesthetik — Platon's sämtliche Werke von Hieron. Müller und Carl Steinhart — Demosthenes von Dr. Albert Gerh. Becker — Xenophon's Kyropädie, von Dr. Carl Jakobig — Döderlein, homerisches Glossarium, 3. Band. — Herodot, von Heinrich Stein — Wilh. Adolph Becker's Handbuch der römischen Alterthümer — Cicero's Brutus, von Otto Zahn — Cicero's ausgewählte Reden von Carl Halm. 4. Band. — Joh. Fried. Hebart, Schriften zur Psychologie.

— Dr. Wilh. Friedol. Volfmann, Grundriß der Psychologie. — Dr. M. Lazarus, Leben der Seele — Beck, empirische Psychologie — Christ. August Brandis, Handbuch der Geschichte der griechisch — römischen Philosophie — Josef Stecker, boianische Anschauungslehre für die österr. Untergymnasien — Joh. Leunis, Synopsis der drei Naturreiche 1. Abth. — Dr. Jos. Carl Maly, Anleitung zur Pflanzenbestimmung — Voggendorf's. Annalen für Physik — Dr. Jarnke, literarisches Centralblatt — Zeitschrift für österreichische Gymnasien — Zeitschrift für das Gymnasialwesen von Dr. W. Müzzell — an Atlanten: Dr. Heinrich Kiepert, neuen Handatlas 1 — 6 Heft — Spruner's und Bretschneider's Wandatlas. —

An Geschenken ist der Lehrbibliothek zugekommen: Durch die hochlöbliche k. k. Statthalterei; das von dem Luzerner Professor J. C. Kopp herausgegebene Werk „Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfall des heiligen römischen Reiches. — 18 Stück Schulbücher des älteren Verlags. —

Von dem k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht ein Exemplar des Werkes: *Le monde primordial*.

Von der k. k. Academie der Wissenschaften: die Sitzungberichte der mathem. naturwissenschaftlichen und der philosph. historischen Classe, — das Notizenblatt, Jahrgang 1857, — der Almanach 1858 und das Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen.

Von der geologischen Reichsanstalt in Wien: das Jahrbuch. 1856, Heft 4, und vom Jahre 1857 das 1 — 4 Heft.

Von dem historischen Vereine für Steiermark: das 7. Heft der Mittheilungen.

Außer dem haben wir dem geneigten Wohlwollen des Herrn Statthalterreirathes Ignaz Baron Lazarini zu danken: „Kleine Streifzüge im Gebiete der Gegenwart“; dem Herrn med. Dr. Schubig: Demosthenes, Staatsreden nebst der Rede für die Krone, v. Dr. Fried. Jakob; dem hochwürdigen Herrn Pfarrer Carl Rüpshl: *Lexicon linguae slovenicae veteris dialecti*; edid. F. Miklosich.

b. An Geschenken für die Schülerbibliothek ist eingegangen:

Vom Herrn med. Dr. Jos. Schubig: *Selecta latinæ orationis exemplaria*, Vol. I.

Vom Herrn Professor J. Drescher: Denkbuch der Anwesenheit Allerhöchst Ihrer Majestäten **Franz Josef** und **Elisabeth** im Herzogthum Krain, v. Dr. Eibin Hein. Kofa. — Theoretisch - praktische Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache, von A. J. Jernafari. — *Lexicon græco — latinum manuale ex optimis libris concinnatum*.

Von dem hochwürdigen Herrn Feldkaplan des k. k. Infanterie Regiments Großfürst Michael, L'Abbe' Docteur Cajetano Regazzoni: *L' Austria e il suo governo*. — *Vita possibilmente tranquilla*, 2 Ex. — *I Lombardi assoldati sotto le bandiere austriache*. — *Le déluge de Noe* — *Notions generales de Botanique*. —

Vom Herrn Professor Hluscifik:

1. Salzbacher's Reise nach Nord - Amerika 1 Band.
2. „ Pilgerreise nach Rom und Palästina 1 Band.
3. Die heilige Schrift des alten und neuen Bundes. 13 Bände.

c. **Das naturhistorische Cabinet** erhielt eine bedeutende Geyende an einer Mineraliensammlung und Wage, welche die Mutter eines Schülers der 5. Classe, Frau Francis'a Högelsberger der Lehranstalt übergab. —

Nebstdem wurde die zoologische Sammlung in ornithologischer Richtung durch mehrere von den Herren Bürgern und Realitätenbesitzern Franz Baumbach und Carl Sina gespendete frisch geschossene Vögel vermehrt. Der Hochwürdige Herr Abt und Stadtpfarrer, Mathias Vodushek übergab einen in Hochenegg bei Cilli geschossenen Pelikan, dessen Ausstufungskosten er zugleich in bekannter Großmuth übernahm. Herr Franz Schell, Chirurg in Mislung schenkte einen ausäckerpften Storch, und Herr Ferdinand Uhl, Bahnamtsverwalter zu Tüffer zwei lebende Exemplare des *Proteus anguineus* aus der Adelsbergerrotte.

d. Für das physikalische Cabinet wurde aus Gemeindemitteln der Stadt Cilli angeschafft: Ein Blaisirisch — ein Goldblatt - Electrometer — eine Quecksilberpresse — 8 Stück Retorten ohne Tubus — 6 Stück mit

Tubus — 6 Woulfische Flaschen — 2 Sicherheitstrichter — 12 Glästropfen — 12 Bologneserfläschchen — 10 Gasleitungsröhren — 3 Barometerröhren.

An Geschenken wurde dem Gymnasium zugewendet aus dem testamentarischen Nachlasse des verstorbenen hochwürdigen Herrn Josef Pinter, Pfarrer zu St. Lorenzen in Stranigen: Ein Fernrohr von Frauenhofer im Werthe von 300 fl. C. M.

Indem die Direktion sämmtlichen großmüthigen Wohlthätern im Namen der Lehranstalt den ergebensten Dank ausspricht, bittet sie zugleich um ferneres geneigtes Wohlwollen.

Statistische Uebersicht der Schüler.

	C l a s s e								Gesamt. Zahl
	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	
Am Schlusse des Schuljahres 1857 waren . . .	55	39	30	24	22	18	12	14	214
Mit Beginn des Schuljahres 18 ⁵⁷ / ₅₈ waren . . .	72	38	42	22	19	15	14	9	231
Im Laufe des Schuljahres sind abgegangen . . .	9	4	2	4	2	—	—	—	21
Im Laufe des Schuljahres sind zugewachsen . . .	—	2	5	2	1	—	2	2	14
Somit blieben öffentliche Schüler am Schlusse des Schuljahres 18 ⁵⁷ / ₅₈	63	36	45	20	18	15	16	11	224
Darunter sind:									
Stipendisten (1. Sem.	2	2	6	5	3	5	4	1	28
(2. Sem.	2	2	6	5	4	5	5	1	30
Vom Unterrichtsgelde Befreite (1. Sem.	—	20	21	11	16	12	13	4	97
(2. Sem.	15	21	25	10	16	10	13	4	114
Unterrichtsgeld Zahlende (1. Semester	66	19	26	10	2	3	3	7	136
(2. Semester	48	15	21	10	2	5	3	7	111
Nach der Nationalität:									
Deutsche	33	6	6	9	2	1	5	6	68
Slovenen	30	30	39	11	16	14	11	5	156

Das Erträgniß der Schulgelber belief sich in beiden Semestern auf 988 fl. — fr. C. M.

Die für beide Semester behobenen Stipendienbeträge auf . . . 1300 fl. 7 fr. C. M.

Von den vorgesezten hohen Behörden erlassene Verordnungen.

1. Mit hohen Unterr. Minist. Erlasse v. 15. Oktober 1857, Z. 1995, wird das Lesebuch der Erdbeschreibung für Mittelschulen von Wilhelm Friedrich Warhanek, Erster Theil, als Hülfsbuch für Lehrer empfohlen.

2. Die neunzehnte Auflage von Dr. J. E. N. Heyse's Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache für höhere und niedere Schulen wird zum Lehrgebrauche an Gymnasien für zulässig erklärt. Min. Erl. vom 5. November 1857, Z. 18631.

3. Mit hohen Min. Erl. v. 7. November 1857, Z. 18817, wird der dritte Theil der Naturgeschichte der drei Reiche für die k. k. österr. Untergymnasien von Dr. Alois Pokorny für zulässig erklärt.

4. Dem evangelischen Gymnasium H. E. in Ketskemet wird mit hoch. Unt. Min. Erl. v. 27. Oktober 1857, Z. 12140 das Recht erteilt, staatsgiltige Zeugnisse auszustellen und Maturitätsprüfungen abzuhalten.

5. Die Direktion wird in Folge hohen Unt. Min. Erl. v. 18. Nov. 1857, Z. 10787, über die bevorstehende Arrondirung der Diöcese Lavant und Übertragung des bischöflichen Sitzes von St. Andrá nach Marburg in Kenntniß gesetzt.

6. Platon's Protagoras von Dr. J. Wildauer, wird mit hoch. Unterr. Min. Erl. v. 1. Februar 1858, Z. 1428, an Obergymnasien zugelassen.

7. Der Erl. des hoch. k. k. Unt. Min. v. 5. Februar 1858, Z. 1664, wornach ein Lehrerwechsel Behufs des Antrittes einer nicht dem Bereiche des öffentlichen Dienstes angehörigen Bestimmung nur am Schluß eines Semesters, außerdem aber nur mit Genehmigung des k. k. Ministeriums eintreten kann.

8. Das Slovensko berilo za sedmi gimnazialni razred, izdal Dr. Fr. Miklosich, wird durch hoch. Unt. Min. Erl. v. 4. März 1858, Z. 3061, zum Lehrgebrauch für zulässig erklärt.

9. In Folge hoch. Unt. Min. Erl. v. 4. März 1858, Z. 252, wird das in Stuttgart erscheinende Prachtwerk „Mittelalterliche Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaates“ zur Anschaffung empfohlen.

10. Verfügung des Herrn Ministers für Cultus und Unterricht vom 27. März 1858, Z. 4719, betreffend die Aufnahme von Studierenden als ordentliche Schüler an ein technisches Institut.

11. Der hoch. Unterr. Min. Erl. v. 22. April 1858, Z. 416, wornach keine Ausgabe des Werkes „Le mie Prigioni“ von Silvio Pellico als Übungsbuch benützt werden darf.

12. Mit hoch. Unt. Min. Erl. v. 27. April 1858, Z. 3155, wird die zweite Auflage der von Dr. Carl Schenk erschienenen Chrestomathie aus Xenophon zum Lehrgebrauche zulässig erklärt.

13. Der hoch. Unterr. Min. Erlaß v. 6. Mai 1858, Z. 7425, betreffend die Norm bei Abhaltung der diesjährigen Maturitätsprüfungen.

14. Mit hoch. Unterr. Min. Erlaß v. 7. Juni 1858, Z. 7767, erhält die Direktion eine Abschrift der Rundmachung über die Aufnahme von Zöglingen in das Wiener k. k. Militär - Thier - Arznei - Institut zur Veröffentlichung.

15. Der Erl. des hoch. k. k. Unt. Min. v. 9. Juni 1858, Z. 9653, bestimmend, daß jeder bei einem öffentl. Gymnasium oder einer selbstständigen Realschule eingeschriebene Privatschüler katholischer Religion, bevor er zur Ablegung einer Semestralprüfung zugelassen wird, sich mit einem von einem katholischen Priester ausgestellten Zeugnisse auszuweisen hat, worin der Aussteller erklärt, daß er in Folge der ihm von seinem Bischofe hiezu erteilten Ermächtigung den Privatisten in der Religion nach den für die abzulegende Semestralprüfung vorgezeichneten Anforderungen unterrichtet und der Schüler auch hinsichtlich der religiösen Übungen seine Pflichten erfüllt habe.

Chronik.

Nach dem Schluß des Schuljahres 1857 wurden die Maturitätsprüfungen unter dem Vorsitze des k. k. Schulrathes und Gymnasialinspectors, Herrn Friedrich Niegler vom 20. bis 22. August mit 10 Abiturienten vorgenommen, welche das Zeugniß der Reife zum Universitätsbesuche erhielten; ihre Namen sind:

1. Hochberg Rudolf, geboren zu Wien am 31. März 1839.
2. Kellner Felix, aus St. Lorenzen in der Wäste in Steiermark, geb. am 30. Oktober 1836.
3. Kopač Josef, aus Hautsch in Steiermark, geb. am 10. Feb. 1838, erhielt die Note der Auszeichnung.
4. Kunei Johann, aus St. Peter bei Königsberg in Steiermark, geb. am 5. Juni 1837.
5. Meindl Karl, aus Schwamberg in Steiermark, geb. am 17. Oktober 1835.
6. Kovak Josef, aus h. Geist bei Voče in Steierm., geb. am 5. Jänner 1838, erhielt ein Zeugniß der Reife mit Auszeichnung.
7. Ogradi Franz, aus Oberburg in Steiermark, geb. am 13. Juli 1836.
8. Reiter Josef, aus Cilli in Steiermark, geb. am 17. März 1840.
9. Rupnik Josef, aus St. Gema in Steiermark, geb. am 18. März 1837.
10. Schmits Karl, aus Gonobitz in Steiermark, geb. am 16. Februar 1840.

Von diesen wendeten sich zur Jurisprudenz: Hochberg, Kellner, Kunei, Meindl, Reiter, Rupnik und Schmits; zur Theologie: Ogradi, zur Philologie: Kovak.

Das Schuljahr begann am 1. Oktober in gewohnter Weise mit einem feierlichen Gottesdienste und Veni sancte spiritus, worauf vom Direktor den Schülern die Disciplinargesetze bekannt gegeben wurden: hieran reiheten sich die Überprüfungen einiger Schüler und am 2. Oktober wurde mit dem Unterrichte begonnen.

Der 4. Oktober, der Tag des a. h. Namensfestes Sr. k. k. apostolischen Majestät wurde mit einem feierlichen Gottesdienste begangen.

Mit inniger Betrübniß müssen wir auch in diesem Jahre den Verlust dreier Schüler beklagen, die uns kurz nach Beginn des Schuljahres durch den Tod entrissen wurden. Am 16. Dezember starb Albin Kosjek, Schüler der 7. Gymnasialklasse, Sohn des hierortigen k. k. Landesgerichtsrathes, Valentin Kosjek. Seit längerer Zeit durch Affection der Brust zu mehrfachen Unterbrechungen genöthiget, sah er sich schon im Winter des vorigen Schuljahres durch das sich immer steigende Uebel veranlaßt, sich von den Studien ganz zurückzuziehen und alle Sorge der körperlichen Kräftigung zuzuwenden. Aber die aufopferndste mütterliche Pflege und ärztliche Kunst vermochten nicht mehr der fortschreitenden Krankheit Erholt zu thun. Die durch langes Leiden enkräftete irdische Hülle des durch seine Herzengüte und geistige Fähigkeiten Allen lieb gewordenen Jünglings ward durch einen heftigen Blutsturz gebrochen.

Am 5. Jänner forderte die unerbittliche Sense des Todes ihr zweites Opfer an dem Schüler der zweiten Gymnasialklasse, Max Freiherrn von Wittenbach, Sohn des k. k. Kämmerers und Gutsbesizers zu Burgstall, Gustav Freiherrn v. Wittenbach. Am Scharlache erkrankt gab man sich bei dem ganz geregelten Verlaufe der Krankheit der sicheren Hoffnung auf Genesung hin, als ein plötzlicher Nervenschlag in wenigen Minuten dem jungen Leben ein Ende setzte. Die Anstalt verlor an ihm einem talentvollen, zartfühlenden Schüler, der zu schönen Hoffnungen berechnete.

Schon im zweiten Semester des vorigen Schuljahres war der Schüler der sechsten Gymnasialklasse, Anton Raß durch wiederholte Anfälle von Blutstößen genöthiget, die Lehranstalt zu verlassen. In der Hoffnung, bei sorgfamer Pflege und stärkender Landluft die verlorene Gesundheit ehestens wieder zu erlangen und die unterbrochenen Studien fortzusetzen, begab er sich zu seinen Eltern. Allein sein Hoffen sollte sich nicht verwirklichen, durch wiederholte Blutentleerungen der Lunge immer mehr geschwächt, beschloß er am 20. Jänner seine irdische Laufbahn, die sich nicht minder durch religiös-sittlichen Wandel wie durch Fleiß und Strebensamkeit kennzeichnete. — Möge der allgütige Gott den Seelen der Dahingewesenen den ewigen Frieden, den schmerz erfüllten Herzen ihrer Eltern aber Trost und Beruhigung gewähren.

Am 30. Jänner wohnte der Lehrkörper dem feierlichen Gottesdienste bei, welcher in der Stadtpfarrkirche für den verbliebenen Feldmarschall Graf Radetzky gehalten wurde.

Schluß des ersten Semesters am 13., Beginn des zweiten Semesters am 19. Februar.

Am 2. Juni wohnte der gesammte Lehrkörper und die Gymnasialjugend der erhebenden Feier der Einweihung zweier neuer kirchlichen Fahnen bei; deren Anschaffung durch die von den Schülern gegebenen freiwilligen Beiträge in der Summe von 180 fl. C. M. ermöglicht wurde. — Dem feierlichen Akte der Weihe selbst, welchen der hochwürdige infulirte Herr Abt und Stadtpfarrer Matthias Vodusek, in pontificalibus vollzog, folgte eine die Bedeutung der christlichen Fahne erklärende, ergreifende Rede des zum Festprediger geladenen Hochwürdigen Herrn Haupt- und Realschul-Direktors, s. b. geistl. Rathes Franz Lipold, und hierauf ein solennes Hochamt. — Des Nachmittags unternahmen die Schüler unter Leitung ihrer Lehrer einen gemeinsamen Spaziergang nach einem anmuthigen Thale, wo sie sich in jugendlichem Frohsinn an verschiedenen Gesellschaftsspielen erheiterten, deklamatorische und musikalische Vorträge hielten und nach eingennommener von den Lehrern ihnen bereiteten Labung rechtzeitig und in geschlossenem Zuge den Heimweg antraten.

Am 24. Juni wurde das Fest des heil. Johann des Täufers als Schutzpatrones des Gymnasiums in herkömmlicher Weise mit einem feierlichen Gottesdienste begangen.

Der ordentliche Gymnasial-Gottesdienst fand an Sonn- und Feiertagen um 8 Uhr für das Untergymnasium, um 9 Uhr für das Obergymnasium statt; in den Sommermonaten wurde er für das Obergymnasium um 7 Uhr gehalten.

Die Schulmesse an Wochentagen war um 7 ½ Uhr. — Die heil. Sakramente der Buße und des Altars, womit zur Osterzeit zugleich die täglich religiösen Übungen verbunden waren, empfingen die Schüler in angemessenen Zeitabschnitten fünfmal im Schuljahre.

Die schriftlichen Abiturientenprüfungen fanden vom 21. bis 24. Juni statt; da die mündlichen Prüfungen am 3. 4. und 5. August gehalten werden, so muß die Mittheilung ihres Erfolges dem nächstjährigen Programme vorbehalten bleiben.

Das neue Schuljahr beginnt am 1. Oktober, an welchem Tage auch die zu Überprüfungen bestimmten Schüler sich bei den betreffenden Lehrern zu melden haben. Für die Anmeldungen zur Aufnahme sind der 29. und 30. September festgesetzt. — Neu eintretende Schüler haben nebst den Zeugnissen über die beiden Semester der zurückgelegten vierten Classe oder, wenn sie schon Gymnasialschüler sind, des letzten Studienjahres, auch den Taufschein beizubringen und sich wider gesetzliche Aufnahmestare pr. 2 fl. C. M. zu versehen.

Rang = Ordnung der Schüler nach ihren Leistungen.

N ^o	In prima	In secunda	In tertia	In quarta	
1	v. Frankenstein Carl	46 Namorsch Jgraz.	Kranz Franz.	Tomschitz Moriz.	Thurin Josef.
2	Hermann Ignaz.	47 Leeb Theodor.	Kotschevar Stef.	Lempl Jakob.	Kotschever Jakob.
3	Janschek Eduard.	48 Podgorschef Josef.	Lipesch Josef.	Zellouschef Sixt.	Stiger Johann.
4	Weiler Alois.	49 Vollaushchef Nepomuk.	Pramberger Emil.	Ritter v. Fichtenau.	Thomschitz Ant.
5	Skerbinz Franz.	50 Poffinek Michael.	Wissal Eduard.	Pajek Josef.	Marek Benzl.
6	Sadnik Rudolf.	51 Bergmann Anton.	Woch Barthlmä.	Tombach Joseph.	Namor Johann.
7	Högelsberger Franz.	52 Skerbez Martin.	Prusz Carl.	Stemenik Franz.	Ritter v. Britto Hugo.
8	Schlender Franz.	53 Starmann Franz.	Hesky Heinrich.	Starfl Michael.	Planischef Jakob.
9	Kreuzberger Friedrich.	54 Tschanschek Martin.	Paternoster Simon.	Gabron Franz.	Wrgles Johann.
10	Koschier Carl.	55 Sadnik Raimund.	Umnik Andreas.	Lubey Johann	Dyrisel Franz.
11	Dupelnik Gregor.	56 Staffer Josef.	Wisowischef Florian.	Kozelli Karl	Sirafella Simon.
12	Karnitschnik - Wahrn.	57 Planinschef Georg.	Perschnik Franz.	Lulek Franz.	Pramberger Wilhelm
13	Herzmann Franz.	58 Schön Franz.	Suppan Anton.	Hochberg Albert.	Tanschef Josef.
14	Wabschef Blasius.	59 Pregl Ignaz.	John Josef.	Kromer Gustav.	Werdnig Guido.
15	Pauschitsch Ludwig.	60 Vollaushchef Evangelist.	Zilnschef Blasius.	Turl Rochus.	Pörsch Johann.
16	Edouschef Franz.	61 Zangger Leopold.	Lapuch Martin.	Potočnik Anton.	Jurischko Mathias.
17	Mitschnig Josef.	62 Bretscher Kaspar.	Kovatschitsch Martin.	Weiler Friedrich.	Paiman Anton.
18	Goweditzsch Johann.	63 Vollaushhegg Alois.	Wernberger Alexander.	Schega Bartholomäus.	Lebisch Josef.
19	Samez Maximilian.		Parcher Felix.	Rafzon Blasius.	Sarnig Adolf.
20	Bretscher Carl.		Kuder Franz.	Peizvik Johann.	
21	Sottler Franz.		Lipold Franz.	Kasching Franz.	
22	Sellitsch Josef.		Mori Georg.	Kruschitz Jakob.	
23	Lebnik Anton.		Plaskan Vinzenz.	Pust Anton.	
24	Tremel Robert.		Mollan Josef.	Goretschan Anton.	
25	Neupauer Alexander.		Tamsche Valentin.	Rak Josef.	
26	Stopper Jakob.		Wasch Josef.	Drasche Peter.	
27	Koß Carl.		Wolf Josef.	Schweglitsch Michael.	
28	Riesling Josef.		Sidar Anton.	Hiderschef Mathias.	
29	Kucher Anton.		Uhl Heinrich.	Seunik Mathias.	
30	Zann Franz.		Möritl Franz.	Sraschef Mathias.	
31	Siuz Thomas.		Löwenstein Josef.	Bresouschef Martin.	
32	Kotschever Josef.		Skorjanz Rochus.	Borstner Vinzenz.	
33	Krusez Anton.		Lešjak Franz.	Schramel Josef.	
34	Werdnig Josef.		Kink Heinrich.	Srabomik Adolf.	
35	Valentiniſch Carl.		Jug Johann.	Petelinschef Georg.	
36	Berschef Lukas.		Benesch Heinrich.	Baumgartner Heinrich.	
37	Schummer Mathias.			Jost Gregor.	
38	Jurandić Franz.			Süß Eduard.	
39	Hoifel Josef.			Kodritsch Michael.	
40	Jannik Carl.			Knescher Heinrich.	
41	Srabomik Friedrich.			Regorschef Franz.	
42	Janschek Anton.			Reiter Friedrich.	
43	Herzmann Anton.			Stipčić Franz.	
44	Pahole Martin.			Derisch Jakob.	
45	Besozzi Maximilian.			Sidar Kaspar.	
				Schupnik Franz.	

Rang = Ordnung der Schüler nach ihren Leistungen.

Nr	In quinta	In sexta	In septima	In octava
1	Vipesch Franz.	Gerschaf Johann.	Gotscher Friedrich.	Mayr Franz.
2	Emeretschnik Franz.	Ferreger Richard.	Jasbetz Franz.	Scholgar Michael.
3	Supantschitsch Franz.	Schuscha Johann.	Stepischnegg Johann.	Rhaug v. Culenthal Anton.
4	Raf Simon.	Potoischnik Josef.	Peterschnik Maxim.	Högelsberger Alois.
5	Schell, Alexander.	Schlender Franz.	Jasbetz Anton.	Drosel Johann.
6	Sirsche Josef.	Stiplouschek Valentin.	Schliischar Franz.	Pöhner Robert.
7	Inkret Florian.	Statenschek Anton.	Gaischek Johann.	Kuney Johann.
8	Gostentschnik Peter.	Schmidinger Carl.	Tanschek Johann.	Stergar Valentin.
9	Javornik Stefan.	Schell Josef.	Tschamer Anton.	Hirsch Josef.
10	Sovitsch Josef.	Wesenschek Georg.	Pirkewitsch Franz.	Kuney Josef.
11	Schuster Johann.	Sabufeschek Franz.	Knieli Franz.	Blaas Josef.
12	Högelsberger Franz.	Drobnitsch Josef.	Kag Sebastian.	
13	Schaden Martin.	Jakopina Jakob.	Lipold Johann.	
14	Schumer Michael.	Rappuch Johann.	Guggis Alexander.	
15	Peischnik Peter.	Pleschnik Michael.	Sparhagl Johann.	
16	Drosenigg Franz.		Palmin Leopold.	
17	Fehr Friedrich.			
18	Lubei Franz.			